Inhalt

des zweyten Bändchens.

...ster Brief aus Meißen. Abreise aus Dresden. Schöne Gegenden. Schwärmereyen. Die Gesellschaft auf dem Post-

Seite.

wagen. Der Prager Student. Meißen mit der umliegenden Gegend. Matthäi. 1

Zweyter Brief aus Leipzig. Der Prager Student declamirt gegen die Weiber. Der Magister und der Leipziger Student. Die Perücke. Ankunft in Leipzig. 10

Dritter Brief ebendaher. Der Gastwirth und das Donnerwetter. Eine neue Bekanntschaft. 16

Vierter Brief ebendaher. Das theologische Auditorium. Die Lage Leipzigs. Volksmenge, Straßen und Häuser. Professor Beck. M. Riedel. Dr. Platner. Richters Garten. Gellerts Monument im Wendlerischen Garten. Das Denkmahl in der Johanniskirche. 19

Seite.

Zwölfter Brief ebendaher. Noch eine Unterredung mit Wieland. Göthe. Bertuch. Bode. Die Herzogin Amalia. 82

Dreyzehnter Brief ebendaher. Lenzens Aufenthalt in Weimar. 91

Vierzehnter Brief aus Erfurth. Das Benediktiner-Kloster auf dem Petersberge. Gleichens Grab. Das Waysenhaus. Luthers Zelle. Der Todtentanz. 94

Funfzehnter Brief aus Frankfurth am Mayn. Die Gegend um Eisenach. Schloß Wartburg. Der Mönch und die Nonne. Karoline. 102

Sechszehnter Brief ebendaher. Das schlechte Wetter. Schillers Fiesko. Der junge Doktor. 110

Seite.

benzehnter Brief ebendaher. Die freundliche Aufnahme im Garten. Der Spaziergang. 116

tzehnter Brief ebendaher. Das Dorf Bergen. Der Römer. Die goldne Bulle. Die Bildsäule der Maria. Intoleranz. Juden. 123

unzehnter Brief ebendaher. Reise nach Darmstadt. Stark. Das Exercierhaus. Das Theater in Frankfurth. 130

anzigster Brief aus Maynz. Der Rhein. Der Hochheimer. 135

n und zwanzigster Brief aus Mannheim. Herrliche Gegend. Ueberschwemmung des Rheins. Oppenheim. Mannheim. 138

Seite.

Zwey und zwanzigster Brief ebendaher. Die Bildhaueracademie. Laokoon. 143

Drey und zwanzigster Brief aus Straßburg. Betrachtungen über das Reisen. Die französische Grenze. Unruhen in Straßburg und den umliegenden Gegenden. Das Münster. Das Denkmahl des Marschalls von Sachsen. Die Universität. Bevölkerung. Bauart. Kopfputz der Frauenzimmer. Deutsche Mundart. Erinnerung an die Freunde. 144

Vier und zwanzigster Brief aus Basel. Abreise von Straßburg. Ansichten unterweges. Die Französische Post. D. Becker. Basel. Bauart. Bevölkerung. Der Rhein. Das Münster. Das Denkmahl des Erasmus. Holbeins Gemählde

Seite.

uf der Bibliothek. Der Todtentanz. Das
abinet des H. Fäsch. Statüe Rudolph
s Ersten. Die Emigrantenfamilie. Die
ngeszeit. Ernsthaftes Ansehen und Rein-
hkeit der Basler. Die Einsiedeley.
chweizerblut. Die Yverdonerin. 157

und zwanzigster Brief ebendaher.
reise von Basel. Schwärmerey. 178

und zwanzigster Brief aus Brugg.
e Französin, Pierre, und das Eich-
ruchen. Der Dieb. 183

und zwanzigster Brief aus Zürch.
npfindungen beym Anblick Zürchs. La-
ter. Pfenninger. Physiognomi-
er Paroxysm. Der nächtliche Gesang.

Seite.

Lips. Bauart in Zürch. Das Arsenal. Briefe der Anna Gray. 191

Acht und zwanzigster Brief ebendaher. Spazierreise zu einem benachbarten Dorfprediger. Die beyden Schwestern. Gesellschaftsspiele. 205

W. Jury del. et fec.

Ach mein Herr, ich sehe Blut, ich sehe Blut.

Meißen den 13. Jul. 1789.

eute früh entschloß ich mich nach Leipzig
der gelben Kutsche zu reisen. Um
Uhr mußten wir fertig seyn. Ich über-
dem Schaffner (so nennt man den Be-
er der Post in Sachsen) mein Felleisen,
sagte ihm, daß ich die Post vor dem Tho-
warten würde, und so wanderte ich schon
neun Uhr zu Fuße aus Dresden. Mein
laquay verstand sich für einige Groschen
mir zum Wegweiser zu dienen.

it raschen Schritten eilt' ich aus der
t; aber kaum war ich im Freyen, so blieb ich
y jedem Schritte stehen, mit Wohlgefallen
ytes Bändchen.

die schöne Natur und die Früchte der Industrie betrachtend. Der Weg geht längs der Elbe, auf deren linkem Ufer man Berge erblickt, die dicht mit grünen Birken und Ellern besetzt sind, und auf dem rechten breitet sich eine fruchtbare Ebne voll Felder und Dörfer aus, die in der Ferne von Weinbergen begränzt wird. Heiter, wie der Himmel, war meine Seele. Ueberall um mich her sah ich Segen, Glück und Friede. Die Vögel, die über mir durch die reine Luft hinflogen, waren mir ein Bild der Fröhlichkeit und der Unbekümmerniß. Sie fühlen ihr Daseyn — dacht' ich — sie fühlen und genießen es. Die Landleute, die ich auf den Wiesen erblickte, schienen mir die glücklichsten der Sterblichen zu seyn, die alles, was der Mensch braucht, im Ueberflusse besäßen. Gesund bey der Arbeit, froh und glücklich in der Stunde der Erholung, umringt von einer friedlichen Familie, sitzt der glückliche Landmann neben sei-

em treuen Weibe, und schaut auf die spielen-
en Kleinen. Alle seine Wünsche, alle seine
offnungen gehen nicht über die Grenzen sei-
s Feldes hinaus. Das Feld grünt, und
ine Seele grünt auch. Eine junge Bäuerin,
e ich in der Ferne erblickte, kam mir wie
ne arkadische Schäferin vor. Sie eilt zu ih-
m Schäfer, träumt' ich, der sie unter dem
chatten des Kastanienbaums, dort rechter
and bey den Weinbergen, erwartet. Er
hlt einen elektrischen Schlag in seinem Her-
, er steht auf, und sieht seine Geliebte,
lche ihm von weitem mit ihrem Stabe droht.
e eilt er ihr entgegen! Die Schäferin lä-
lt, sie geht rascher, immer rascher, und
zt — in die offnen Arme ihres geliebten
häfers. Darauf erblickt' ich sie, wie sie ne-
einander unter dem Kastanienbaum saßen,
wie sie sich küßten, gleich einem Paare
licher Tauben.

Ich setzte mich endlich nieder, und wartete auf den Postwagen. Er kam, und der Schaffner hatte mir den Platz am Fenster aufgehoben, damit ich, wie er sagte, die schönen Ansichten genießen könnte. Meynte er es würklich so, oder nicht — wir wollen es diesmal nicht untersuchen Meine Reisegesellschaft bestand aus sechs Personen: zwey ansehnlichen Frauenzimmern in schwarzen Hüten, einem alten Magister oder Dorfprediger in einer fuchsrothen Perücke, einem Kaufmanne und zwey jungen Studenten, einem Leipziger und einem Prager. Dieser letztere saß neben mir, und ließ sich sogleich in's Gespräch mit mir ein — und worüber meynt Ihr wohl? — Fast unmittelbar fieng er von Mendelssohns Phädon, von Seele und Körper an zu sprechen. „Phädon, sagte er, ist vielleicht das scharfsinnigste philosophische Werk; doch stützt der Verfasser alle seine Beweise für

Unsterblichkeit der Seele auf eine einzige
pothese. Viel Wahrscheinlichkeit,
r wenig Ueberzeugung! und diese letz-
sucht man überhaupt fast in allen Werken
alten und neuern Philosophen verge-
s." — Man muß sie in dem Gefühle
nes Herzens suchen, sagt' ich. — „O
n Herr, erwiederte der Student, die Ueber-
gung des Herzens ist noch keine
ilosophische Ueberzeugung; sie ist
t zuverlässig. Jetzt fühlen wir sie, und
einer Minute ist sie verschwunden, und
Stelle ist nicht mehr zu finden. Die Ueber-
zung muß sich auf Gründe stützen, und
e Gründe müssen wieder auf den angebor-
Begriffen des reinen Verstandes ruhen,
welchen jede ewige und unveränderliche
hrheit herstammt. Diese Ueberzeu-
ng sucht der Gelehrte in seinem einsamen
mmer, im Dunkel der Nacht, bey'm schwa-

chen Schimmer der Lampe, des Schlafes und der Erholung vergessend! Wenn wir gewiß wüßten, was die Seele selbst in sich ist, so würde sich uns alles enthüllen, aber" — Da zog ich aus meinem Taschenbuche einen Brief des schätzbaren Lavaters hervor, und las dem Studenten folgende Stelle: „Das Auge ist so organisirt, daß es sich nicht selbst beschauen kann, ohne im Spiegel. So fühlt auch unser Ich sich nur im Du. Das Gefühl der Existenz, die Persönlichkeit, die Seele, — alles dieses ist nur durch das da, was außer uns da ist, durch die Phänomene oder Erscheinungen, die sich uns zeigen." — „Vortreflich, vortreflich! sagte der Student, aber glaubt er denn, daß" — Hier hielt der Wagen, der Schaffner öffnete die Thüre und sagte: Meine Herren und Damen, ist's Ihnen gefällig zu speisen?

Wir traten in's Wirthshaus, wo wir den
sch schon gedeckt fanden. Man gab uns eine
ierfuppe mit Citronen, einen Kalbsbraten
t Sallat, und Butterbrod, wofür jeder un-
fähr vierzig Kopeken bezahlte.

Der Weg bis nach Meißen ist sehr ange-
hm. Das Land ist überall auf's sorgfältigste
arbeitet. Die Weinberge, die man zuvor
ir in der Ferne erblickte, nähern sich immer
ehr der Elbe, und endlich scheidet sie nur der
Beg von diesem Flusse. Hier erheben sich fast
rpendikular große Felsen, von denen eini-
— was bewürkt nicht die Betriebsamkeit? —
it Erde bedeckt und in Gärten verwandelt
nd, in welchen die besten sächsischen Wein-
auben wachsen. Auf dem jenseitigen Ufer
er Elbe erblickt man zerstörte Raubschlösser.
Dort nisten jetzt Fledermäuse, und der Wind
feift durch die Ruinen.

Ein alter Dichter sagt:

Est locus, albiacis ubi Misna rigatur ab undis
fertilis et viridi Lotus amoenus humo.

Und an diesem Orte bin ich jetzt. Meißen liegt zum Theil auf einem Berge, zum Theil im Thale. Die umliegenden Gegenden sind vortreflich; nur die Stadt selbst ist gar nicht schön. Die Straßen sind ungerade und schlecht gepflastert; die Häuser, die fast alle in gothischem Style erbaut sind, beurkunden den sonderbaren Geschmack der verflossnen Jahrhunderte. Die Hauptkirche ist ein großes, durch sein Alter ehrwürdiges Gebäude. Das antike Schloß liegt auf einem Berge. Einst wohnten hier die Helden aus dem Stamme Wittekinds, dieses berühmten sächsischen Fürsten, der die Freyheit seines Vaterlandes so

fer vertheidigte, und den sich Karl der
ße nicht durch die Gewalt der Waffen, son-
nur durch die Macht der Großmuth, un-
arf. Jetzt wird in diesem Schlosse das
hmte sächsische Porcellän gemacht.
die Fabrik zu sehen, muß man mit einem
let des Oberaufsehers versehen seyn.

Hr. Matthäi war hier einige Jahre
Rektor der Fürstenschule; aber vor un-
hr sechs Wochen hat er Meißen verlassen
ist nach Wittenberg gegangen. Er findet
ß überall eine Stelle, denn man hält ihn
Deutschland für einen der besten Philolo-

jetzt geht die Reise weiter, und so muß
wohl von der Feder bis Leipzig Abschied
ien.

Leipzig, den 14. Jul. 1789.

Der Weg von Meißen aus geht anfangs längs der Elbe. Der stille und majestätische Fluß rauscht zur Rechten, und zur Linken erheben sich hohe Felsen, die mit grünen Gebüschen bekränzt sind, aus welchen an einigen Stellen graue mit Moos bedeckte Steine hervorragen.

Als wir ungefähr eine halbe Meile gefahren waren, stieg ich mit dem Prager Studenten aus, und wir giengen einige Werste zu Fuße, denn der Wagen gieng sehr langsam. Der Student fragte mich, ob ich verheyrathet sey, und da ich diese Frage mit Nein beantwortete, fieng er an von den Weibern zu sprechen, aber nicht eben zu ihrem Lobe. „Auf dem Grabe meines Freundes, sagte er, den die unglückliche Liebe zu einem flatterhaften und

chtsinnigen Mädchen unter die Erde brachte,
b' ich geschworen, dieß gefährliche Geschlecht
fliehen, und ewig unverheyrathet zu blei-
n. Die Wissenschaften erfüllen meine ganze
eele, und ich danke dem Himmel, daß ich
ein Glück in mir selbst finde." — Desto besser
r Sie, antwortete ich. Es zogen sich schwar-
Wolken zusammen, und wir setzten uns
eder ein. Der Magister und der Leipziger
tudent waren unterdessen über theologische
aterien in Streit gerathen. Dieser letztere
achte manche Zweifel vor, aber der Magi-
r nahm es auf sich, sie alle zu lösen; doch
tte er, nach des Studenten Meynung, keinen
zigen gelöst. Dieß brachte ihn gewaltig
f. „Endlich", sagte er, indem er sich mit
r Hand die erhitzte Stirne wischte, „endlich
ng' ich an mich zu erinnern, daß es Leute
ebt, die für die Wahrheit gar keinen Sinn
ben. Ihre Köpfe kann man mit einem Ge-

fäße ohne Boden vergleichen, in das sich nichts gießen läßt, oder mit einer eisernen Kugel, in welche nichts eindringt, und von welcher alles abspringt.“ — Dergleichen Köpfe, unterbrach ihn der Student, stecken gewöhnlich in fuchsrothen Perücken, und gucken aus den Kanzeln hervor. — „Mein Herr, schrie der Magister, indem er seine Perücke hin und her rückte, von wem sprechen Sie?“ — Von denselben Leuten, von welchen Sie selbst zu sprechen angefangen haben, antwortete der Student gelassen. — „Es ist besser, ich schweige,“ sagte der Magister. — Wie es Ihnen beliebt, erwiederte der Student.

Unterdessen war es Nacht geworden. Der Magister nahm die Perücke ab, legte sie neben sich, und setzte eine Nachtmütze auf. Darauf stimmte er mit rauher unharmonischer Stimme ein Abendlied an; der Leipziger Stu-

bent fiel ein, und sie machten, gleich einem Paare jähnender Esel, ein solches Duo, daß wir uns die Ohren zustopften. Zum Glück hörten sie bald auf; alles ward nun still auf dem Postwagen, und ich schlummerte ein.

Bey Tagesanbruch wurden die Pferde gewechselt, und als wir ausstiegen, um im Wirthshause Kaffee zu trinken, wollte der Magister seine Perücke wieder aufsetzen; aber sie war nicht da. Er suchte sie neben sich, unter den Füßen — vergebens! Jetzt erhob er ein Geschrey: „Wohin kann sie gekommen seyn? — Was soll ich machen, ohne Perücke? — Wie kann ich Armer mich so in der Stadt zeigen?“ Darauf gieng er dem Schaffner zu Leibe, und forderte, daß er ihm seine Perücke durchaus wieder schaffe. Der Schaffner fieng an zu suchen; aber er fand sie eben so wenig. Unterdessen lachte der Leipziger Student voll

Schadenfreude über die Verzweiflung des armen Magisters; doch endlich schien er ihn zu bedauern, und rieth ihm, in seinen Taschen zu suchen. — „Wie sollte sie dahin kommen?“ sagte der Magister, steckte aber doch die Hand mechanisch in die Tasche, und siehe! er zog die Axel heraus! — Welch' ein Moment für den Mahler! Der Magister sperrte vor Ueberraschung und Freude das Maul auf, hielt die Perücke vor sich, und vermochte kein Wort aufzubringen. — „Sie suchen das Pferd und reiten darauf,“ sagte der Schaffner ärgerlich. Aber die Seele des Magisters war in diesem Augenblicke so voll, daß nichts von außen in sie hinein gieng, und des Schaffners Sprüchwort flog entweder vor seinen Ohren ganz vorbey, oder gieng wenigstens durch und durch, das ist, nach der Hypothese Malebranche's von der Entstehung der Ideen, es zeichnete in sein Gehirn kein besondres Zeichen, oder es berührte

Bonnet, keine Jungferfiber (fibre
ge). Das ſtumme Staunen des Magiſters
über eine Minute an; endlich fieng er
u lachen, und ſetzte die Perücke auf, in-
er zugleich verſicherte, er habe ſie gewiß
t ſelbſt in die Taſche geſteckt, aber wie ſie
n gekommen ſey, das wiſſe der Teufel
— Hier ſah er den Leipziger Studenten
und ſchwieg.

Ohne weitere Zufälle kamen wir heute
hmittags um vier Uhr in Leipzig an.

Hier, meine Theuren, wünſcht' ich einſt
ne Jugend zuzubringen; hieher giengen
mehrern Jahren meine Gedanken. Hier
t' ich mich zur Aufſuchung der Wahr-
t vorbereiten, nach welcher mein Herz von
früheſten Jugend an ſich ſehnte — Aber
Vorſehung fand es für gut, dieſen Wunſch

nicht zu erfüllen. Wenn ich mir vorstelle, wie ich die Jahre hätte zubringen können, in welchen unsre Seele sich bildet; und wenn ich denke, wie ich sie zugebracht habe, so trauert mein Herz, und meine Augen füllen sich mit Thränen. — Das Vergangne ist unwiederbringlich! —

Um 11 Uhr in der Nacht.

Ich bin dem Posthause gegenüber bey M. abgetreten, wo ich ein reinliches und helles Zimmer, und einen überaus dienstfertigen und gesprächgien Wirth habe. Während ich mein Felleisen auspackte, erzählte er mir von der in seinem Hause eingeführten Ordnung, von seiner Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit. „Alle, die bey mir gewohnt haben, sind mit mir zufrieden gewesen. Ich habe freylich keinen

ßen Profit; aber ich besitze einen guten
f, und mein Gewissen ist rein und ruhig.
r aber ein gutes Gewissen hat, der ist
cklich auf dieser Erde; er fürchtet nichts,
rblaßt vor nichts." — In demselben Au-
blicke donnerte es heftig, und Herr M.
hrak und wurde blaß, wie der Tod. Was
t Ihnen? fragt' ich. „Nichts," antwor-
er stotternd, „aber man muß die Fenster
achen, daß kein Zugwind entsteht." —
h hab' ich in diesem Sommer kein Gewit-
erlebt, wie das heutige war. In einigen
uten war der Himmel mit Wolken be-
t. Blitz auf Blitz! Schlag auf Schlag!
rm und Hagel heulten durch die Luft. —
h einer halben Stunde war alles vorbey.
Sonne erheiterte wieder den Himmel und
Erde, und mein Wirth fieng von neuem
die Unerschrockenheit und Ruhe desjeni-
zu preisen, der, so wie er, niemanden

schnellt, und folglich ein gutes Gewissen hat.

Ich blieb bis zum Abendessen auf meinem Zimmer und schrieb an Euch, meine Freunde. Bey Tische ward ich mit einem Herrn v. Kleist bekannt, der Geheimerath in preußischen Diensten war, durch verschiedne unangenehme Umstände aber genöthigt wurde, seinen Dienst und Preußen zu verlassen. Jetzt, nachdem er jede täuschende Hoffnung aufgegeben hat, lebt er hier in philosophischer Ruhe, im Schooße der Freundschaft und im Umgange mit aufgeklärten Männern. Ein schätzbarer Mann!

Die vorige Nacht hab' ich auf dem Postwagen sehr unruhig zugebracht. Jetzt fallen mir die Augen zu.

Den 15. Jul.

eute morgen hab' ich mit Herrn Melly, em jungen Kaufmanne aus Genf, Bekannt- aft gemacht. Ich hatte einen Brief von n englischen Kaufmanne Sch. in Petersburg ihn. Er empfieng mich sehr höflich, und m es auf sich, einen meiner holländischen chsel zu verkaufen, und den andern gegen n französischen zu vertauschen. — Von weg gieng ich in das theologische Audito- n, wo ich eine Menge Anwesender, nur wenig Zuhörer, fand. Die Rede von einigen hebräischen Wörtern. Da dieß t meine Sache ist, so kehrte ich an der re wieder um.

Darauf durchstrich ich die Stadt und die en, die sich um sie herziehen, indem ich Gegenstände um mich her betrachtete. Die ntliche Stadt ist gar nicht groß; aber mit

den Vorstädten, die auch mehrere Gärten enthalten, nimmt sie einen ziemlichen Bezirk ein. Die Lage Leipzig's ist nicht so mahlerisch, als die von Dresden; denn es liegt mitten in einer großen Ebne. Da aber diese Ebne sehr gut bearbeitet, und mit Fruchtfeldern, Gärten, Lustwäldern und Dörfern, in zierlicher Abwechselung, bedeckt ist, so findet das Auge mannichfaltige Veränderungen und ermüdet nicht leicht. Die Lage Dresdens ist herrlich, und die von Leipzig artig. Jene kann man mit einem Frauenzimmer vergleichen, bey welcher jeder auf den ersten Blick ausruft: Was für eine Schönheit! — und diese ist einem Mädchen gleich, die jedermann gefällt, aber nur nach und nach; die alle einstimmig loben, nur ohne Begeisterung, und von welcher man mit einer stillen und angenehmen Bewegung der Seele sagt: Sie ist reizend!

Die Häuser sind hier eben so hoch, als
n Dresden; sie haben größtentheils vier
Stockwerke. Die Straßen sind gar nicht breit,
nd es ist gut, daß man nicht viel in Kut-
chen fährt, sonst müßten die Fußgänger be-
rchten, gerädert zu werden. Noch hab' ich
n Deutschland keine so volkreiche Stadt gese-
en, als Leipzig. Der Handel und die Uni-
rsität locken eine Menge Fremde hieher.

Nach Tische war ich bey Herrn Beck, ei-
em jungen, aber durch seine Talente und
enntnisse sehr vorzüglichen Professor. Ich
ergab ihm einen Brief, den ich an M. R.
tte, der sonst bey ihm wohnte, jetzt aber
cht mehr in Leipzig war. Herr Beck er-
hlte mir nämlich, daß R. vor einiger Zeit
nen Ruf zu einer Predigerstelle auf dem Lan-
von einem Edelmanne erhalten, bey seiner
nkunft aber von den geistlichen Herren viel

Widerstand erfahren habe. Sie hätten ihn endlich in einem strengen Examen zu verwirren und aus der Fassung zu bringen gesucht. Auch sey R. endlich außer sich gekommen, habe seinen Hut ergriffen, den hochgelahrten Herren Examinatoren in Zukunft mehr Nächstenliebe angewünscht, und sey fortgegangen. Darauf sey er verschwunden, und man wisse nicht wohin.

Professor Beck ist ein stiller, bescheidner Mann, der in seinen Urtheilen sehr behutsam ist, und sehr zierlich und rein spricht. Von ihm erfuhr ich zuerst, was für ein Aufsehen die Reisen des jungen Anacharsis vom Abbee Barthelemy gemacht haben. „Kaum war dieß Buch erschienen," sagte Beck, „so beugten alle französische Litteratoren die Knie, und gestanden, daß nun das alte Griechenland interessant für uns sey; denn noch nie ist Griechenland, das wir auch

n seinen Ruinen und in den wenig zahlreichen
Denkmählern des Ruhms, die auf unsre Zei-
n gekommen sind, bewundern, noch nie ist
so vollkommen beschrieben worden.“ — Der
öttingische Professor Heyne, einer der er-
en Kenner der griechischen Litteratur und Al-
rthümer, hat dieß Werk Barthelemy's in
en Göttingischen Anzeigen recensirt, und da-
urch den Ruhm desselben auch in Deutschland
gründet. Herr Beck erwartet sein Exemplar
it der größten Ungeduld.

Keiner unter den Leipziger Gelehrten ist
berühmt, als Doktor Platner. Er ist
n eklektischer Philosoph, der die
ahrheit in allen Systemen sucht, und sich
kein's derselben besonders bindet. In eini-
n Stücken stimmt er z. B. mit Kant über-
n, in andern mit Leibnitz; oder widerspricht
er dem einen, und dort dem andern. Er

schreibt sehr deutlich, und wer nur einige Kenntniß der Logik und Metaphysik hat, kann ihn leicht verstehen. Seine Aphorismen werden sehr geschätzt, und demjenigen, der sich in das Labyrinth der philosophischen Systeme begeben will, können sie zum Faden der Ariadne dienen. Ich hatte Lust ihn persönlich kennen zu lernen, und so gieng ich vom Professor Beck zu ihm. Er wohnt in der Vorstadt in einem Gartenhause. Bey'm Eintritt in den Garten begegnete mir seine junge Frau. Ich erfuhr von ihr, daß der Herr Doktor zu Hause sey. Der Bediente gieng mich zu melden, während ich im Vorhause wartete. Nach zwey Minuten erschien er selbst, ein langer hagrer Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einem durchdringenden Blicke, einer gelehrten Miene, und von erhabnem Anstand. „Herr Kleist hat mir schon von Ihnen gesagt," redete er mich an, indem er mich in

in Kabinet führte; „aber ich gestehe Ihnen, ß ich jetzt beschäftigt bin; ich habe Briefe schreiben. Seyn Sie so gütig, morgen um ese Zeit wieder zu kommen.“ — Ich bat m Verzeihung, daß ich zur ungelegnen Zeit kommen war, und empfahl mich. Indem h nach der Thüre gieng, fragte er mich beglei- nd: „Welcher oder welchen Wissenschaften ben Sie sich vorzüglich gewidmet?“ — Den hönen Wissenschaften, antwortete ich nd erröthete — ich weiß wohl, worü- r; und vielleicht wisset auch Ihr es, meine reunde.

Darauf gieng ich in den öffentlichen Gär- n und in der Allee herum. Richters Gar- en ist weitläuftig und schön. Beym Eintritt diesen Garten überreichte mir ein Mäd- en von ungefähr zwölf Jahren, in einem eißen Korsettchen, einen Blumenstrauß. Dieß

gefiel mir außerordentlich. Ich dankte und gab ihr — zwey Groschen!!

In dem Wendlerischen Garten besah ich das Monument Gellerts. Es ist aus weißem Marmor und vom Professor Oeser. Bey dem Blicke auf dieses Denkmahl eines tugendhaften Mannes, das ihm die Freundschaft errichtete, erinnerte ich mich lebhaft an die glücklichen Zeiten meiner Kindheit, wo Gellerts Fabeln fast meine ganze Bibliothek ausmachten. Wie manche bittre Thräne erpreßte mir sein Inkle und Yarikol und wie herzlich lachte ich oft über den grünen Esel! — Auch ward mir's erinnerlich, wie der Professor, der uns die Moral nach Gellerts moralischen Vorlesungen vortrug, manchmal mit Wärme ausrief: „Werdet dereinst so, meine Lieben, wie es Gellert Euch lehrt, und Ihr werdet glücklich seyn! — Diese Erinne-

ngen hatten mein Herz erweicht. Die Ge-
ichte meines verflossenen Lebens zeigte sich
r gleichsam im Bilde. Viel Schatten und
unkel! Und was wartet meiner noch in der
kunft?

Von hier gieng ich nach der Johannis-
rche, wo Gellerts Schüler und Freunde ein
drcs Denkmahl errichtet haben, das die
eligion vorstellt, welche das aus Metall
gossene, und mit Lorbeerzweigen umkränzte
ildniß Gellerts der Tugend überreicht.
n vortrefflicher Gedanke! Die Statüen der
eligion und Tugend sind von weißem Mar-
or. Am Fußgestelle lieset man folgende von
nem Freunde Heyne verfertigte Inschrift:
Dem Lehrer und Muster der Tugend und Re-
ion widmen dieses Denkmal seine Freunde
d Zeitgenossen, die Zeugen seiner Verdienste
ren." — Schön und herzerhebend muß eine

solche Inschrift für jeden gefühlvollen Menschen seyn, die nicht Schmeicheley, sondern Wahrheit aufzeichnete. Alle, die den verstorbenen Gellert kannten, nennen ihn einstimmig einen tugendhaften Mann. Sein ganzes Leben war der stärkste Beweis gegen die Meynung derer, die in jedem Winkel des menschlichen Herzens das Laster finden, und deswegen die Tugend für einen leeren Namen halten; so wie gegen die Behauptung andrer, daß die Religion die Menschen nicht besser mache. „Alles, was in und an mir Gutes ist, sagte Gellert mehrmals zu seinen Freunden, verdank' ich dem Christenthume." Seine Lebensbeschreibung schließt sich mit den Worten: Ungewiß ist die Bewundrung und die Unsterblichkeit, welche die Arbeiten seines Dichtergenies erwarten können, da sich vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge ändert; aber unveränderlich und unvergänglich wird der

hm seines moralischen Charakters bleiben,
ich der Religion und Tugend, die ewig die-
en sind.

„Nein, Herr Wirth, ich werde heute
end nicht zu Tische kommen. Ich will mich
s Fenster setzen, und Weißens Elegie
f Gellerts Tod und Kramers und
enis Oden auf ihn lesen. Ich werde le-
, empfinden, und vielleicht — Thränen ver-
ßen. Ich weihe den heutigen Abend dem
denken des Tugendhaften! Hier lebte er
d lehrte hier die Tugend.“

Den 16. Jul.

Heute morgen wohnte ich den ästhetischen
orlesungen Platners bey. Die Aesthetik ist
e Wissenschaft des Geschmacks. Sie handelt

von dem Empfindungsvermögen überhaupt. Baumgarten war der erste, der sie von den übrigen Wissenschaften trennte, und als eine besondre Disciplin aufstellte, welche der Logik die höhern Kräfte der Seele, den Verstand und die Beurtheilungskraft, überläßt, und sich bloß mit der Richtung des Empfindungsvermögens und des Empfundnen, d. i. mit der Einbildungskraft und ihren Würkungen, beschäftigt. Mit einem Worte die Aesthetik lehrt das Schöne empfinden und genießen.

Ein großer Saal war so vollgepfropft mit Zuhörern, daß kein Apfel zur Erde kommen konnte. Ich fand kaum noch Platz unter der Thüre. Platner stand schon auf dem Katheder und sprach. Alles war still und aufmerksam. Nicht das geringste Geräusch verhinderte die Stimme des Docenten, sich im ganzen Sale auszubreiten. So weit ich von ihm stand, so verlohr

ich doch kein Wort. Er sprach vom Genie. „Das Genie, sagte er, beschäftigt sich mit nichts, als mit dem Grossen und Wichtigen, mit der Natur und der Menschheit. Und so ist die Philosophie, im erhabensten Sinne dieses Worts, die eigentliche Wissenschaft desselben. Zwar befaßt es sich auch manchmal mit andern Wissenschaften, aber nur immer in Rücksicht auf die Philosophie. Es besitzt eine besondere Fähigkeit, die verborgenen Aehnlichkeiten, die Analogieen und geheimen Uebereinstimmungen der Dinge zu finden, und deswegen bemerkt es oft da Verbindungen, wo der gewöhnliche Mensch nichts sieht, und das, was dem alltäglichen kurzsichtigen Menschen eine Kleinigkeit deucht, erscheint ihm wichtig. Leibnitz, der große Leibnitz, durchreiste Deutschland und Italien, und durchwühlte in allen Archiven bestaubte, vermoderte und von den Motten zernagte Papiere, und weswegen? —

Um Materialien zur Geschichte des Braunschweigischen Hauses zu sammeln! — Aber der scharfsinnige Leibnitz sah den Zusammenhang dieser Geschichte mit verschiednen Gegenständen, die für die ganze Menschheit wichtig sind. Ueberhaupt bemerkt man in allem, was ein großer Mann unternimmt, einen besondern Enthusiasmus, welcher die Thaten des Genies vor den Unternehmungen gemeiner Menschen gleichsam beseelt und auszeichnet. Ich stelle Ihnen Franklin als Beyspiel auf, nicht den Gelehrten, sondern den Staatsmann Franklin. Mit welcher Wärme vertheidigt er die beleidigten Rechte der Menschheit! In diesem Augenblicke hört er auf für sich zu leben, und vergißt sein eignes Glück über dem Wohle aller. Mit welchem Eifer sieht man ihn nach seinem großen Ziele, dem Wohle der Menschheit, streben!“

„Dieser Geist des Enthusiasmus zeichnet die Werke aller großen Geister besonders aus. Könnte man ihn z. B. aus Mendelssohns philosophischen Briefen, oder aus Jerusalems Betrachtungen wegnehmen, so würden in den ersten nichts mehr als scholastische Spitzfündigkeiten, und in den andern nur theologische Dogmen zurückbleiben; aber ausgestattet mit diesem Geiste erheben diese Schriften die Seele des Lesers.“

Platner spricht so freymüthig und unbefangen, als wär' er in seinem Kabinette, und eben deswegen gefällt er so. Alle Zuhörer, so viel ich bemerken konnte, hörten ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu. Auch sagt man, daß kein Professor in Leipzig von den Studenten so geliebt und geehrt wird, als Platner. Als er das Katheder verließ, machten sie ihm,

wie einem Könige, einen geräumigen Weg bis zur Thüre. „Ich habe nicht geglaubt, Sie hier zu sehen, sagte er zu mir, — hätt' ich's gewußt, daß Sie kommen würden, so hätte ich Ihnen einen Platz bereiten lassen.“ — Er beschied mich nochmals nach Tische zu sich, und setzte hinzu, er werde mich zum Abendessen an einen Ort führen, wo ich einige interessante Leute sehen würde.

Den 16. Jul.

Man sagt, daß der Aufenthalt in Leipzig sehr angenehm ist, und ich glaub' es. Einige der hiesigen reichen Kaufleute geben oft Diners, Soupers, Bälle u. s. w. Die jungen Stutzer aus der Zahl der Studenten erscheinen bey solchen Gelegenheiten in ihrem Glanze. Man spielt Karten, man tanzt, man macht

Cour, wie überall, bey diesen Festen. Außerdem giebt es noch besondre gelehrte Gesellschaften oder Klubbs; da unterhält man sich von gelehrten und politischen Neuigkeiten, beurtheilt Bücher ꝛc. Auch ist ein Theater hier. Nur reiset die Schauspielergesellschaft den Sommer über nach andern Städten, und kommt erst gegen den Herbst in der Michaelismesse wieder zurück nach Leipzig. Wer sich gern lustig macht, findet rings um Leipzig die angenehmsten Lustörter. Wer gern seinem Gaumen etwas zu Gute thun will, hat hier die außerordentlich schmackhaften Lerchen, die köstlichen Kuchen, den herrlichsten Spargel, und eine Menge Früchte, vorzüglich Kirschen, die sehr gut und jetzt so wohlfeil sind, daß man für zehn Kopeken eine ganze Schüssel voll bekommt. Ueberhaupt ist es in Sachsen wohlfeil zu leben. Für den Tisch, den Wein nicht mitgerechnet, bezahl' ich ungefähr 30 Kope-

ken; und eben so viel täglich für das Zimmer; und dieß waren auch die Preise in Dresden.

Fast auf jeder Straße findet man mehrere Buchladen, und doch werden die meisten Leipziger Buchhändler reich, worüber ich mich wundre. Zwar sind viele Gelehrte hier, die Bücher brauchen; aber dieß sind größtentheils Schriftsteller oder Uebersetzer, die den Buchhändler, wenn sie sich eine Bibliothek anschaffen, nicht mit Gelde, sondern mit Manuscripten bezahlen. Ueberdieß giebt es in jeder deutschen Stadt von einiger Bedeutung öffentliche Lesebibliotheken, aus welchen man für ein geringes Geld Bücher aller Art zum Lesen erhalten kann. — Aus ganz Deutschland versammeln sich hier die Buchhändler auf den Messen, deren jährlich drey gehalten werden, nehmlich: zu Neujahr, zu Ostern und zu Michaelis, um ihre Verlagsartikel

gegen einander zu vertauschen. Für ehrlos werden diejenigen unter ihnen gehalten, die fremden Verlag nachdrucken, und dadurch den rechtmäßigen Verlegern, die das Manuscript von dem Verfasser kauften, Schaden verursachen. Deutschland, wo der Buchhandel so wichtig ist, bedarf über diesen Punkt besondre und strenge Gesetze. Vielleicht wünscht Ihr zu wissen, wie die Schriftsteller von den Buchhändlern bezahlt werden? — Dieß kommt auf die Berühmtheit des Verfassers an. Ist er dem Publicum noch nicht von einer vortheilhaften Seite bekannt, so erhält er für den Bogen nicht mehr als einige Thaler; hat er aber schon einen gewissen Ruf, so wird ihm der Bogen wohl mit acht bis zehn Thalern bezahlt.

Um 11 Uhr in der Nacht.

Um die bestimmte Stunde gieng ich zu Platner. „Sie werden wahrscheinlich bey uns bleiben," sagte er, indem er mich auf einen Stuhl dem seinigen gegenüber nöthigte. — Nur auf einige Tage, antwortete ich. — „Nur? und ich glaubte, Sie wären gekommen, Leipzig zu benutzen. Mit Vergnügen würden Sie die hiesigen Gelehrten bey Ihren Fortschritten in den Wissenschaften unterstützt haben. Sie sind noch jung und verstehen Deutsch; anstatt von Stadt zu Stadt herum zu reisen, würden Sie in der That besser thun, länger an einem Orte, wie Leipzig, zu bleiben, wo schon so viele Ihrer Landsleute Aufklärung suchten, und — wie ich hoffe — nicht vergebens." — Ich würde es für ein besonders Glück halten, wenn ich Ihres Unterrichts genießen könnte, Herr Doktor; aber die Um-

stände, meine Verhältnisse — „Wenn das ist, so bleibt mir nichts übrig, als zu bedauren.“ — Er erinnerte sich an K. R. und andre Russen, die hier studirt haben. „Alle, sagte er, sind meine Schüler gewesen; nur war ich damals noch nicht das, was ich jetzt bin.“ — Wenigstens hatten Sie Ihre Aphorismen noch nicht geschrieben. — Und jetzt wollt' ich ihn, bey Gelegenheit der Aphorismen, um Erklärung einiger Stellen in denselben bitten; aber gerade kam man mit Universitätsangelegenheiten zu ihm. Denn er ist jetzt Rektor. — „Ich habe nur selten Muße, sagte er, doch müssen Sie heute mit mir zu Abend essen. Lassen Sie sich um acht Uhr in den blauen Engel führen.“ Ich nahm diese Einladung mit Dank an, und gieng noch einmal in den Richterschen Garten. Das Mädchen im weißen Korsettchen brachte mir

wieder Blumen, und erhielt wieder ihre zwey Groschen.

Um acht Uhr fand ich mich in dem blauen Engel ein. Man führte mich in ein großes Zimmer, wo der Tisch für zwanzig Personen gedeckt stand, das aber übrigens noch ganz leer war. Nach einer halben Stunde erschien Platner mit seinen gelehrten Freunden. Er stellte mich einem jeden vor, und sagte mir ihre Namen, doch waren sie mir allzumal unbekannt, außer dem alten Oeser und dem Bürgermeister Müller. Wir setzten uns zu Tische. Das Mahl war ächt attisch, nur daß wir den Wein nicht aus bekränzten Bechern tranken, sondern aus gewöhnlichen sächsischen Spitzgläsern. Alle waren heiter und gesprächig, und, um mich in's Gespräch zu ziehen, befragte man mich über unsre Litteratur. Wie wunderte man sich, als ich erzählte, daß zehn

Gesänge der Messiade in's Russische übersetzt wären. „Ich hätte nicht geglaubt, sagte ein junger Professor der Dichtkunst, daß es möglich wäre, Klopstocks Ideen in Ihrer Sprache auszudrücken.“ — Ich versichre Sie überdieß, versetzte ich, daß die Uebersetzung größtentheils wörtlich, und doch deutlich, ist. Zum Beweise, daß unsre Sprache den Ohren nicht unangenehm sey, las ich ihnen russische Verse von verschiedenem Maaße vor, und sie fühlten die ausdrucksvolle Harmonie derselben. Indem ich von unsern Originalwerken sprach, nannte ich zwey epische Gedichte: die Rossiade und den Wladimir, die den Namen ihres Verfassers *) in der Geschichte der rus-

*) Der Verfasser dieser Gedichte ist der Geheimerath Scherasskow, Curator der moskowischen Universität. A. d. U.

fischen Dichtkunst unvergeßlich machen müssen.

Platner spielte die erste Rolle bey Tische, das heißt, er lenkte die Unterhaltung. Wenn man, nicht ohne Grund, den deutschen Gelehrten überhaupt, eine gewisse Schwerfälligkeit im Umgange vorwirft, so muß man wenigstens Dr. Platner (und gewiß noch viele andre) ausnehmen. Platner ist ein wahrer Weltmann. Er spricht gern und spricht gut. In seiner Rede merkt man eine gewisse Kühnheit, die ihm das Gefühl seines Werthes giebt. Der alte Oeser ist liebenswürdig durch seine Herzlichkeit. Alle bezeigten ihm Achtung, und hörten seine Anekdoten und belachten sie, weil sie merkten, daß er Lachen erregen wollte. Einst hatte er beschlossen zur Krönung der Kayserin Elisabeth nach Rußland zu reisen; aber er besann sich wieder anders. —

Um zehn Uhr standen wir vom Tische auf, wünschten einander gute Nacht, und giengen aus einander. Platner gab es nicht zu, daß ich meinen Theil für das Abendessen bezahlte, welches mir nicht ganz lieb war. Auf diese Art speisen die vorzüglichern Leipziger Gelehrten wöchentlich einmal zusammen, und bringen den Abend in angenehmen Gesprächen zu.

Ihr seht, meine Freunde, daß ich Männer kennen lerne, die meine ganze Achtung verdienen, verständige, gebildete, gelehrte, berühmte Männer — aber fremd meinem Herzen. Wer unter ihnen bedarf meiner auch nur im geringsten? Jeder derselben hat seine Geschäfte und Verhältnisse, und keiner bekümmert sich um den armen Fremdling. Keiner würd' es morgen gewahr werden, wenn auch die heutige Nacht auf ihren schwarzen Fittigen meine

Seele aus dieser Welt trüge. Nicht der geringste Seufzer würde sie begleiten, und kaum — kaum würdet Ihr die Auflösung Eures Freundes erfahren. Lebt wohl!

Den 17. Jul.

Um sechs Uhr des Morgens trat ich heute mit ruhigem und heiterm Geiste in's Freye, entzückt über die Natur, die prächtig geschmückt in ihrem grünen Gewande vor mir da lag. Ich warf mich in das Gras einer balsamischen Wiese, badete mich in ihrem Thaue, und sog ihre Frische mit vollen Zügen in mich. Ich genoß den Morgen und — war glücklich.

Die Sonne stand schon hoch am Horizonte und an der sengenden Hitze ihrer Strahlen merkt' ich, daß der Mittag herannahe. Ich

stand auf. Das Dorf, in welchem Weiße wohnt, lag vor mir. Ich gieng darauf zu, und indem ich einer jungen mir begegnenden Bäuerin einen guten Morgen wünschte, erkundigte ich mich, wo Herr Weiße wohne. „Dort rechter Hand in dem großen Hause mit dem Garten," antwortete sie, und gieng ihren Weg.

Weiße, der Liebling der dramatischen und lyrischen Muse, der in Rücksicht seines Herzens eben so schätzbare Dichter, als in Ansehung seines Geistes, der Freund der Tugend und aller Guten, der Kinderfreund, der durch Lehre und Beyspiel die Regeln einer guten Erziehung in Deutschland verbreitet hat — Weiße bringt den Sommer auf einem kleinen Dorfe, zwey Werste von Leipzig unter ehrlichen Landleuten und mit seiner Familie zu. „Er spaziert im Garten," sagte mir ein Dienst-

mädchen, die mir im Vorhause begegnete, „treten Sie nur in's Zimmer, ich werde Sie melden.“ — Ich gieng in die Stube, und sah durch's Fenster, wie der liebenswürdige Weiße — ein kleines Männchen, in einem rothen Schlafrocke und weißem Hute — mit schnellen Schritten, die Allee herauf, nach dem Hause eilte, um den Moskowiter zu empfangen, der seiner wartete. Er trat in dem nämlichen rothen Schlafrocke in's Zimmer, nur hatte er jetzt eine Haarbeutelperücke auf. — Ich hatte dein Porträt mit Aufmerksamkeit betrachtet, liebenswürdiger Weiße, und hätte dich unter einer Menge von Tausenden erkannt. — Weiße ist schon über sechzig Jahre alt, aber nach seinem frischen Gesichte und rothen Backen, traut man ihm kaum funfzig zu, und aus jedem seiner Züge leuchtet das gute Herz.

Er empfieng mich freundlich, herzlich und einfach; er bedauerte, daß ich zuerst zu ihm gekommen sey, und nicht er zu mir, und daß gerade eine so große Hitze sey, traktirte mich mit Limonade ꝛc.

Ich erzählte ihm, daß einiges aus seinem Kinderfreunde in's Russische übersetzt sey, und daß ich selbst sein Drama: Das Denkmahl in Arkadien, übersetzt habe. — In Deutschland wird viel für Kinder und junge Leute geschrieben; aber unter allen Schriftstellern für die Jugend schreibt keiner so gut, als Weiße. Er ist selbst Vater, und ein zärtlicher Vater, der sich ganz der Bildung junger Herzen gewidmet hat. Von allen Seiten erhielt er Danksagungen, als er seine Wochenschrift herausgab. Die Kinder dankten ihm für das Vergnügen, welches ihnen diese Lektüre gewährte, und die Väter hielten

sich ihm wegen des Nutzens verbunden, den seine Schriften ihren Kindern brachten. Jetzt giebt Weiße Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes heraus, welches eine Fortsetzung seines Kinderfreundes, und ein sehr nützliches und angenehmes Buch für junge Leute ist.

Er spricht von seinen Werken mit der größten Bescheidenheit, doch ohne alle verstellte Demuth, die mir eben so zuwider ist, als Eigenlob. — Mit welcher Empfindung spricht er von seinem häuslichen Glücke! „Ich danke Gott," sagte er mit Thränen in den Augen, „er hat mich die reinsten Freuden des Lebens genießen lassen, und ich würde es wagen, mein Glück vollkommen zu nennen, wenn die Vorsehung die Gesundheit meiner Tochter wiederherstellte, die schon seit einigen Jahren krank ist, und an deren Krankheit die Kunst der

Aerzte bisher gescheitert ist.“ Mit einem Worte, wenn ich Weiße sonst als Schriftsteller liebte, so lieb' ich ihn jetzt, da ich ihn persönlich kenne, noch mehr als Menschen.

Er besitzt eine handschriftliche Geschichte unsers Theaters, die aus dem Russischen übersetzt ist. Dmitrewsky hat sie während seines Aufenthalts in Leipzig verfaßt, und einer der damals auf der Universität studierenden jungen Russen hat sie in's Deutsche übersetzt, und Herrn Weiße ein Geschenk mit dieser Uebersetzung gemacht, der sie nun, wie eine Seltenheit, in seiner Bibliothek aufbewahrt. Bey'm Weggehen sagte er zu mir: „Reisen Sie glücklich, und genießen Sie alles, was einem reinen Herzen Freude gewähren kann! Ich werde suchen, Sie noch in Leipzig zu sprechen.“ — Und der Abend Ihres Lebens, mö-

ge heiter seyn, antwortete ich, indem ich mich an La Fontaine's Vers erinnerte: sa fin (das Ende des Weisen) est le soir d'un beau jour. Ich verließ ihn in der zufriedensten und heitersten Stimmung meines Herzens. Der Anblick des Guten ist ein Glück für den, bey welchem die Empfindung des Schönen noch nicht abgestumpft ist.

Als ich in die Stadt zurückkam, gieng ich in einen Buchladen, und kaufte mir Ossians Fingal und den Vicar of Wakefield, um unterweges etwas zu lesen zu haben.

Um 12 Uhr in der Nacht.

Den heutigen Abend hab' ich sehr angenehm zugebracht. Gegen sechs Uhr führte mich Herr Melly in einen Garten vor der Stadt. Wir

fanden eine Menge Menschen da, Studenten und Philister. *) Einige saßen im Schatten der Bäume und lasen, oder hatten wenigstens ein Buch in der Hand, als würdigten sie die Vorübergehenden keines Blicks. Andre saßen Tabak rauchend im Kreise, und schützten sich vor den Strahlen der Sonne durch dicke Rauchwolken, die kräuselnd in die Höhe stiegen und sich über ihren Köpfen sammelten.

Noch andre spazierten mit Damen am Arme in dunkeln Alleen. — Die Musik er-

---

*) So werden die Bürger und Handwerker von den Studenten genannt, und Herr Adelung beliebt es, dieß Wort unter die verdorbnen zu rechnen, und es von dem Lateinischen *balistarii* herzuleiten, welches Stadtsoldaten und gemeine Bürger bedeutet.

tönte unaufhörlich; und dafür sammelte ein Mensch, der mit einem Teller herumgieng, beliebige Beyträge von den Anwesenden.

Herr Melly setzte mich in Verwunderung, als er auf einmal Russisch zu sprechen anfieng. „Ich habe mich vier Jahre in Moskwa aufgehalten," sagte er, „und ob es gleich schon ziemlich lange ist, daß ich aus Rußland weg bin, so hab' ich doch Ihre Sprache noch nicht ganz vergessen." Zu uns gesellten sich auch Schneider und Hadi, welche die Fürstin Bälofelsky, die sich jetzt in Leipzig befindet, auf ihren Reisen begleiten. Den erstern hatt' ich schon in Moskwa gesehen, und wir freuten uns jetzt einer des andern, wie alte Bekannte. Herr Melly bewirthete uns mit einem artigen Abendessen, und wir blieben bis um Mitternacht da; dann kehrten wir zusammen in die Stadt zurück. Die Thore waren schon geschlos-

sen, und wir mußten ein ieder etliche Kopeken bezahlen, daß man sie öffnete. Denn in Leipzig ist das Gesetz: entweder kehre bey Zeiten in die Stadt zurück, oder bezahle Strafe.

Den 19. Jul.

Heute Morgen erhielt ich auf einmal zwey Briefe von A., deren Inhalt mir gar nicht angenehm ist. Ich finde ihn nicht mehr in Frankfurt; er reist auf einige Wochen nach Paris, und wünscht, daß ich ihn entweder in Mannheim oder in Straßburg erwarte. Aber leider! ist es mir rein unmöglich, seinen Wunsch zu erfüllen. So stürzte denn das Luftschloß von Vergnügen und Genugthuung zusammen, das ich auf die Zusammenkunft mit dem geliebten Freunde gebauet hatte; und ich werde auf meiner ganzen Reise keinen einzigen

Menschen sehen, der meinem Herzen theuer ist. Dieser Gedanke machte mich traurig, und ich schweifte unstät und zwecklos in der Stadt und der Allee herum. Da begegnete mir Br., ein junger Student, mit welchem ich hier bekannt geworden bin. Wir giengen zusammen in das Rosenthal, einen schönen und großen Park bey Leipzig. Hier hat sich der berüchtigte Betrüger Schröpfer erschossen. Die ächte Lebensgeschichte dieses Mannes, wenn sie jemand geben könnte, müßte gewiß sehr interessant seyn. Lange Zeit war er Marquer auf einem Kaffeehause in Leipzig, und kein Mensch bemerkte etwas Außerordentliches an ihm. Auf einmal verschwand er, und erst nach einigen Jahren erschien er wieder in Leipzig, als Baron Schröpfer. Er miethete ein großes Haus, nahm eine Menge Bedienten an, und gab sich für einen — Weisen aus, dem die Natur und die Gei-

ster unterthan wären. Durch prahlende Versprechungen großer Kenntnisse lockte er eine Menge leichtgläubiger Menschen an sich, und von allen Seiten strömten ihm Lehrlinge zu. Einige glaubten würklich Dinge von ihm zu lernen, die man auf keiner Universität lernt; andre aber fanden Gefallen an seiner guten Tafel. Oft erhielt er durch die Post große Packete unter der Adresse: an den Baron Schröpfer, und die Banquiers hatten Aufträge, ihm große Summen auszuzahlen. Er sprach von seinen Geheimnissen, die er in Italien erlernt zu haben vorgab, mit hinreißender Beredtsamkeit, und wenn er nun die Einbildungskraft seiner Zuhörer erhitzt hatte, so zeigte er ihnen Geister und die Schatten verstorbner Bekannten.

„Komm und siehe," rief er allen zu, die zweifeln wollten; — man kam und sah in der That — Schatten und verschiedne Schreck-

bilder, die den Furchtsamen das Haar emporstrieben. Nur muß man bemerken, daß seine wärmsten Anhänger nicht etwa Gelehrte, oder Männer waren, die sich gewöhnt hatten, logisch zu urtheilen; denn dergleichen Leute, die ihrem Verstande mehr trauten, als ihren Sinnen, konnte Schröpfer durchaus nicht leiden; sondern die Zahl seiner Schüler und Jünger bestand größtentheils aus Edelleuten und Kaufleuten, die mit den Wissenschaften durchaus unbekannt waren. Ferner zeigte er wohl seine Kunststücke, aber er lehrte sie niemanden; und endlich that er seine Wunder nur zu Hause bey sich, in einigen besonders dazu eingerichteten Zimmern. Br. erzählte mir folgende Anekdote von ihm: Ein gewisser M. kam mit seinen Freunden gleichfalls zu Schröpfer, um seine Geisterbannereyen zu sehen. Er fand schon eine Menge Gäste vor sich, denen man unaufhörlich Punsch reichte.

M. wollte nicht trinken, aber Schröpfer nöthigte ihn sehr, wenigstens ein Glas zu trinken; doch M. weigerte sich standhaft. Endlich führte man sie alle in seinen großen, mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen, Sal, dessen Fensterladen zugemacht waren. Schröpfer stellte die Zuschauer auf einen Haufen, und beschrieb einen Kreis um sie her, den er durchaus nicht zu überschreiten befahl. Einige Schritte von ihnen stand ein kleiner Altar, auf welchem Spiritus brannte, welches die einzige Beleuchtung im Saale war. Vor diesem Altare warf sich Schröpfer mit entblößter Brust, und in der Hand ein großes blitzendes Schwerdt haltend, auf die Knie, und betete mit lauter Stimme und mit einer solchen Herzlichkeit und Wärme, daß M., der in der Absicht gekommen war, den Betrüger und dem Betrug zu entlarven, in seinem Herzen fromme Schauder und Regungen der Andacht em-

pfand. Feuer blitzte in den Augen des Betenden, und seine Brust hob sich gewaltig. Er sollte den Schatten eines unlängst verstorbnen bekannten Mannes rufen. Nach Endigung des Gebets, rief er den Geist mit folgenden Worten: „O du, seliger Geist, der du in der Körperlosen, den Augen der Sterblichen unbekannten, Welt wohnest, vernimm die Stimme deiner von dir verlaßnen Freunde, die „dich zu sehen wünschen, verlaß auf einige „Zeit deinen neuen Aufenthalt, und zeige dich „ihren Augen ꝛc.“ Darauf empfanden die Zuschauer wie einen elektrischen Schlag durch alle Nerven, hörten einen Knall, der einem Donner glich, und sahen über dem Altare einen leichten Dampf, der nach und nach immer dichter ward, bis er die Figur eines Menschen erhielt; doch bemerkte M. keine große Aehnlichkeit mit dem Verstorbnen. Die Figur schwebte über dem Altare, und Schröpfer,

blaß wie der Tod, schwang das Schwerdt um den Kopf. M. entschloß sich, aus dem Kreise herauszutreten, und zu Schröpfer hinzugehen; aber dieser, der sein Vorhaben merkte, stürzte auf ihn los, hielt ihm das Schwerdt vor die Brust, und rief mit fürchterlicher Stimme: Du bist des Todes, Unglücklicher, wenn du auch nur noch einen Schritt weiter vortrittst. M. erschrack so vor dem schrecklichen Tone, in welchem Schröpfer sprach, und vor dem blitzenden Schwerdte, daß die Knie unter ihm wankten. Der Schatten verschwand endlich, und Schröpfer war so abgemattet, daß er ausgestreckt da lag. Er ließ nun die Zuschauer in ein andres Zimmer führen, wo man ihnen Früchte reichte. — Viele Vernünftigere kamen zu Schröpfer, wie in's Theater; sie wußten, daß seine geheimen Künste nichts weiter als Charlatanerie waren, aber die ernsthafte Comödie, die er vorstellte, machte ihnen Ver-

gnügen. So dauerte dieß einige Zeit; aber auf einmal war Schröpfer mehrern Kaufleuten in Leipzig schuldig, und zwar solchen, die gar keine Lust hatten, seine Geister zu sehen, und ihre Bezahlung mit Ungestüm verlangten. Wechsel erhielt er nicht mehr, die Banquiers gaben ihm keinen Groschen, und so jagte sich der unglückliche, auf's äußerste gebrachte Mann im Rosenthale eine Kugel durch den Kopf. Noch bis jetzt weiß niemand, woher er das Geld bekam, und zu was für einem Zwecke er den Geisterbanner spielte. Nach der Hypothese der Berliner war er ein Werkzeug der geheimen Jesuiten, die durch ihn den menschlichen Verstand wieder in Fesseln schlagen wollten, so wie durch Cagliostro, der in der That ein zweyter Schröpfer ist. Wenn dieß wahr ist, — woran ich doch sehr stark zweifle — so kann man, mit Erlaubniß der Herren geheimen Jesuiten, behaup-

ten, daß sie sich umsonst schmeicheln, Europa durch Charlatanerieen zu unterjochen, zu einer Zeit, wo die Gesetze der Vernunft überall öffentlich vorgetragen werden, und die Aufklärung immer weiter sich ausbreitet, von welcher doch ein einziger Funken ein ganzes Chaos von Irrthümern zu erleuchten vermag. — Man könnte glauben, daß Schröpfer von seinen Anhängern Geldsummen zog; aber es ist auch nicht ein einziger bekannt, von welchem er Geld genommen hätte.

Heute Nachmittag verlaß' ich Leipzig. — Diesen Augenblick erhalt' ich ein Billet von Platner, in welchem er seinen Wunsch erklärt, daß ich mich irgend einmal länger in Leipzig aufhalten, und ihm Gelegenheit geben möge, meinen Dank zu verdienen. Professor

Beck, dem ich wegen seiner freundschaftlichen Gefälligkeit sehr verbunden bin, hat es auf sich genommen, einen Hofmeister für P... zu besorgen. Er wird mir nach Zürch schreiben. Lebt wohl, meine Freunde, lebt wohl! Ich bin sehr traurig, daß ich A. nicht sehen soll.

Weimar, den 26. Jul.

Auf dem Wege von Leipzig nach Weimar ist mir nichts Bemerkenswerthes vorgekommen, als eine herrliche Ebne, in welcher die Stadt Naumburg liegt, und ein Dorf, wo uns die Kinder eine Menge Blumen in den Postwagen warfen — ich sage: uns, denn ich reiste bis Buttelstädt mit einem jungen Franzosen, der zur Suite des französischen Gesandten in Dresden gehörte. Es versteht sich übrigens, daß die Kinder für ihre Blumen Geld wollten.

Wir warfen ihnen einige Groschen zu, und sie schrieen uns mit lauter Stimme ihren Dank nach. Der Franzos, der auch nicht ein Wort Deutsch verstand, und dem ich zum Dollmetscher diente, weinte fast, als wir uns trennten. Uebrigens war er mir weiter gar nicht interessant. Bey Tagesanbruch kamen wir in Buttelstädt an, wo mir der Postmeister eine kleine bequeme Halbchaise bis Weimar gab. Und da ich dem Postillione ein Geschenk mit einem porcellanenen Pfeifenkopf machte, den ich in der berlinischen Fabrik gekauft hatte, so brachte er mich aus Dankbarkeit ziemlich schnell nach Weimar.

Die Lage Weimars ist artig. Die umliegenden Dörfer mit ihren Feldern und Gehölzen gewähren eine anmuthige Aussicht. Die Stadt ist nur klein, und, außer dem herzoglichen Pallaste, giebt es hier weiter keine gro-

ßen Gebäude. Als man mich am Stadtthore befragt hatte; befragt' ich auch meinerseits den wachthabenden Sergeanten. Ist Wieland hier? Ist Herder hier? Ist Göthe hier? — Hier, hier, hier, antwortete er, und ich befahl dem Postillione nach dem Gasthofe zum Elefanten zu fahren.

Der Lohnlaquay wurde nun sogleich abgefertigt, um sich zu erkundigen, ob Wieland zu Hause sey? — „Nein, war die Antwort, er ist bey Hofe.“ — Ob Herder zu Hause sey? — „Nein, er ist bey Hofe.“ — Ob Göthe zu Hause sey? — „Nein, er ist bey Hofe.“ — „Bey Hofe, bey Hofe,“ spottete ich halbbürgerlich dem Bedienten nach, nahm meinen Stock und gieng in den dicht an der Stadt liegenden Park. Ein schönes Lustwäldchen, das man den Sterm nennt, gefiel mir besonders, doch noch mehr zog mich das wilde

dunkle Ufer eines rauschenden Baches an sich, unter dessen Geräusche ich, auf einem bemoosten Steine sitzend, das erste Buch vom Fingal las. Diejenigen, welche mir im Garten begegneten, betrachteten mich mit einer Aufmerksamkeit, die in großen Städten, wo man bey jedem Schritte auf unbekannte Gesichter stößt, nicht gewöhnlich ist.

Der Lohnlaquay meldete mir endlich, daß Herder zu Hause sey; ich gieng also zu ihm. „Herder, sagt ein deutscher Schriftsteller, hat nur einen Gedanken, und dieser Gedanke ist das Weltall.“ In seiner Urkunde des menschlichen Geschlechts versteh' ich vieles nicht, aber was ich verstehe, das find' ich auch vortreflich. In was für einem Gemählde stellt er die Schöpfung dar! Welche orientalische Pracht! In einer seiner neuesten Schriften, die „Gott“ betitelt ist, zeigt er, daß Spinoza ein tief-

denkender Philosoph und ein eifriger Verehrer der Gottheit war, der eben so weit von Pantheism als Atheism entfernt blieb. — Bey dieser Gelegenheit theilt er seine eignen Ideen von der Gottheit und von der Schöpfung mit. Herrliche, trostvolle Gedanken! Das Lesen dieses Buchs hat mir einige frohe Stunden gewährt. Manche Stellen, die mir besonders gefielen, hab' ich mir abgeschrieben, und ich setze Euch eine her, die ich gerade in meinem Taschenbuche finde, und die besonders schön ist. Der Verfasser spricht vom Tode:

„Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüthe eilet. Sie ziehet den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüthe zeige; die Blüthe ist da, und sie verschwindet. Sie hatte alle ihre Kraft, ihre Liebe, ihr Leben, daran gewandt,

daß sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurück lasse, und ihr kräftiges Daseyn vermehrend fortpflanze. Nun aber ist auch ihre Erscheinung dahin: sie hat solche im rastlosen Dienste der Natur verzehret, und man kann sagen, daß sie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe. Was ist aber in ihr zerstört, als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte, die, da sie den höchsten Punkt der Linie erreicht hatte, in welchem eben die Gestalt und das Maas ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dieß that sie nicht etwa — welches ein trauriges Bild wäre — jüngern lebendigen Erscheinungen, als eine jetzt todte, Platz zu machen; als eine lebendige vielmehr, brachte sie mit aller Freude des Daseyns das Daseyn derselben hervor, und überließ es in einem Keim der weisesten, schönsten Gestalt, dem ewig blühenden Garten der Zeit, in welchem auch sie blühet. Denn sie selbst ist

mit dieser Erscheinung nicht gestorben; die Kraft ihrer Wurzel dauert fort; aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehn in neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Tochter ihres Daseyns, die jetzt ihre Freundinnen und Schwestern sind, an ihrer jungfräulichen holden Seite. Es ist also kein Tod in der Schöpfung. Er ist ein Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann, d. i. Wirkung einer ewigjungen rastlosen daurenden Kraft, die, ihrer Natur nach, keinen Augenblick müssig seyn, stille stehn, unthätig bleiben konnte, immer und immer arbeitet sie auf die reichste, schönste Weise zu ihrem und zu so viel Andrer Daseyn, als sie Daseyn hervorzubringen vermochte — Können Sie sich ein schöneres Gesetz der Weisheit und Güte, in dem was Veränderung heißt, gedenken, Theano, als daß sich alles zum neuen

Leben, zu neuer Jugendkraft im raschesten Laufe dränge, und daher jeden Augenblick verwandle?“

In dieser Schrift Herders ist alles deutlich, verständlich und übereinstimmend. Nicht die brausende Phantasie des Jünglings wirbelt hier in ungewissen Höhen, und blitzt — gleich einem nächtlichen glänzenden Meteore, das im Augenblick wieder verschwindet — im Dunkeln; sondern der reife Gedanke eines weisen Mannes wird sanft — wie auf den leichten Fittigen eines Zephyrs — in den Tempel der ewigen Wahrheit getragen — ein leichter Streif bezeichnet seinen Weg. Seine Paramythien sind ein zartes Produkt einer blühenden Phantasie, das, beseelt von griechischem Geiste, lieblich ist, wie der Thau des Morgens.

Herder kam mir im Vorhause entgegen und empfieng mich so freundlich, daß ich den berühmten Schriftsteller und den großen Geist vergaß, und nur den liebenswürdigen, höflichen Mann in ihm sah. — Er erkundigte sich nach den politischen Verhältnissen Rußlands, doch mit großer Bescheidenheit. Darauf lenkte sich das Gespräch auf Litteratur, und da er hörte, wie sehr ich die deutschen Dichter liebe, so fragte er mich, welchen von allen deutschen Dichtern ich vorzöge? — Diese Frage setzte mich in Verlegenheit. Endlich antwortete ich stotternd: Ich halte Klopstock für den erhabensten der deutschen Sänger. — „Und zwar mit Recht, sagte Herder; doch wird er weniger gelesen, als andre Dichter, und ich kenne mehrere, die bey'm zehnten Gesange der Messiade mit dem Vorsatze aufgehört haben, dieß berühmte Gedicht nie wieder anzurühren. Er lobte Wieland, aber besonders Göthe; er

ließ durch seinen kleinen Sohn die neue Ausgabe von den Werken dieses letztern holen, und las mir mit vieler Empfindung einige kleine Gedichte vor, worunter ihm vorzüglich das Lied: meine Göttin, gefiel: Das ist wahrhaftig griechisch, sagte er, nachdem er's gelesen hatte, und welche Sprache! welche Reinheit und Leichtigkeit! —

Herder, Göthe und andre, die mit dem Geiste der alten Griechen vertraut sind, haben auch ihre Sprache nach der griechischen gebildet, wodurch sie die reichste und die bequemste für den Dichter geworden ist. Und darum haben auch weder Franzosen noch Engländer so vortrefliche Uebersetzungen der Griechen, als jetzt die Deutschen. Homer ist bey ihnen Homer. Sie besitzen dieselbe ungekünstelte und edle Einfalt der Sprache, welche die alten Zeiten auszeichnete, als noch die

Königinnen an den Brunnen giengen, und die Könige ihre Schafe selbst zählten; diese Einfalt nannten die Griechen mit einem herrlichen Worte: ἁπλοτης — Ich nahm von Herder, der ein außerordentlich liebenswürdiger Mann ist, Abschied bis auf den andern Tag.

Die Jacobskirche, in welcher das Basrelief zum Andenken des verstorbnen Musäus, des Verfassers der physiognomischen Reisen und der Volksmährchen der Deutschen, befindlich ist, konnt' ich unmöglich unbesucht lassen. Unter dem Basrelief steht eine Urne auf einem Buche, welche die Inschrift hat: Dem unvergeßlichen Musäus. Empfindsame Amalie! *) Die Nachwelt wird dir dan-

*) Die verwittwete Herzogin von Weimar des regierenden Herzogs Mutter.

ken, daß du Talente zu würdigen wußtest!

Den 21. Jul.

Gestern bin ich zweymal bey Wieland gewesen, und beydemal hieß es, er wäre nicht zu Hause. Heute gieng ich wieder zu ihm, und zwar des Morgens um acht Uhr; und dießmal traf ich ihn. „Der Wunsch Sie zu sehen, hat mich nach Weimar gebracht," war meine Anrede. — „Das verlohnte sich nicht der Mühe," antwortete er mit kaltem Blicke und mit einer Zurückhaltung, die ich von Wieland nicht erwartet hatte. Darauf fragte er, wie ich in Moskwa so gut Deutsch habe lernen können? Ich erzählte ihm, daß ich genug Gelegenheit gehabt habe, mit Deutschen umzugehen, und zwar mit Leuten, die ihre Sprache

vollkommen verstanden. Ich nannte bey dieser Gelegenheit Lenz, und nun lenkte sich das Gespräch auf diesen unglücklichen Mann, den Wieland einst recht gut gekannt hatte. Unterdessen standen wir immer, woraus ich denn natürlich schließen mußten, daß Wieland nicht gesonnen sey, mich lange aufzuhalten. Wahrscheinlich, sagt' ich, bin ich zur ungelegnen Zeit gekommen? — „Ja, antwortete er, und überdieß arbeiten wir gewöhnlich des Morgens." — So erlauben Sie mir zu einer andern Zeit zu kommen; bestimmen Sie nur die Stunde. Ich versichre Sie nochmals, daß ich blos nach Weimar gekommen bin, um Sie zu sehen. — Wieland. Aber was wollen Sie von mir? Ich. Ihre Schriften haben den Wunsch in mir erzeugt, den Verfasser derselben persönlich kennen zu lernen. Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als die Erlaubniß, Sie zu sehen. — Wiel. Sie setzen mich in Verlegenheit. Soll

ich aufrichtig sprechen? — Ich. Sie werden mich verbinden. Wiel. Ich bin kein Freund von neuen Bekanntschaften, und am wenigsten von Bekanntschaften mit Leuten, die mir durchaus unbekannt sind. Ich kenne Sie nicht. — Ich. Das gesteh' ich; aber was fürchten Sie von mir? Wiel. Es ist jetzt in Deutschland Mode geworden, zu reisen, und dann seine Reise zu beschreiben. Dergleichen Reisebeschreiber, deren Anzahl nicht gering ist, ziehen von Stadt zu Stadt, und suchen mit berühmten Leuten nur deswegen zu sprechen, um das, was sie von ihnen hören, drucken zu lassen. Was unter vier Augen gesprochen wurde, wird dann vor dem Publicum ausposaunt, und dadurch haben schon manche gelitten. Ich bin meiner nicht ganz gewiß; bisweilen bin ich gar zu offen. Ich. Erinnern Sie sich, daß ich kein Deutscher bin, und für das deutsche Publi-

eum unmöglich schreiben kann. — Wiel. Was nützt es aber, daß wir bekannt werden? Gesetzt, wir würden einer dem andern interessant, müssen wir uns nicht bald wieder trennen? Denn wahrscheinlich werden Sie hier nicht bleiben. — Ich. Um das Vergnügen zu haben, Sie näher kennen zu lernen, könnt' ich mich auch mehrere Tage in Weimar aufhalten, und bey unsrer Trennung würd' ich mich freuen, Sie, als Vater im Schooße Ihrer Familie, und als Freund unter Freunden, gesehen zu haben. Wiel. Sie sind sehr aufrichtig. Ich muß mich also hüten, daß Sie nicht vielleicht von dieser Seite etwas Schlechtes an mir finden. Ich. Sie scherzen. Wiel. Nicht ganz. Auch würd' ich mir ein Gewissen daraus machen, wenn Sie blos meinetwegen hier blieben. Vielleicht würden Sie in andern deutschen Städten, wie z. B. in Gotha, mehr Vergnügen und Unterhaltung finden. — Ich.

Sie sind ein Dichter, und ich liebe die Dichtkunst, wie angenehm würd' es mir seyn, wenn Sie mir erlaubten, auch nur eine Stunde, über diese, das Leben versüßende, Kunst, mit Ihnen zu schwatzen. Wiel. Ich weiß kaum, was ich Ihnen antworten soll; vielleicht können Sie mein Lehrer in der Dichtkunst seyn. Ich. O! zu viel Ehre! — So muß ich also für immer von Ihnen Abschied nehmen. Wiel. (indem er mich lächelnd anblickte) Zwar bin ich kein Physiognomiker; aber Ihre Miene flößt mir ein gewisses Zutrauen ein. Mir gefällt Ihre Aufrichtigkeit, und niemals noch sah ich einen Russen, der Ihnen glich. Ich habe Ihren Sch. gekannt, ein feiner Mann, der mit dem Geiste dieses Greises (indem er auf die Büste von Voltaire zeigte) innigst vertraut war; und überhaupt ahmen Ihre Landsleute immer den Franzosen nach, aber Sie — Ich. Ich

danke Ihnen. — Wieland. Wenn es Ihnen also gefällig ist einige Stunden mit mir zuzubringen, so kommen Sie heute Nachmittag um halb drey Uhr wieder. — Ich. Ich muß befürchten — Wiel. Was? — Ich. Daß Ihnen mein Besuch beschwerlich seyn wird. — Wiel. Ich versichre Sie, daß er mir angenehm ist, und ersuche Sie, zu glauben, daß Sie nicht der einzige aufrichtige Mensch in der Welt sind. — Ich. Leben Sie wohl! — Wiel. Um halb drey Uhr erwart' ich Sie. — Ich. Ich werde kommen. Leben Sie wohl!

Dieß ist eine getreue Darstellung meiner ersten Unterredung mit Wieland, die anfangs meine Eigenliebe auf's empfindlichste beleidigte; deren Schluß mich aber ein wenig beruhigte. Doch fühlt' ich noch eine ziemliche Wallung im Blute, als ich von Wieland weg

zu Herder gieng, und ich entschlöß mich erst den andern Tag aus Weimar zu reisen.

Herder nahm mich mit derselben sanften Freundlichkeit, mit demselben gefälligen Lächeln und der nämlichen aufrichtigen patriarchalischen Miene auf, wie gestern. Wir sprachen von Italien, woher er unlängst zurückgekommen war, und wo die Ueberbleibsel der Kunst aus dem Alterthume würdige Gegenstände seiner Neugierde gewesen waren. Auf einmal kam mir der Gedanke: Wie wenn du aus der Schweiz nach Italien giengest, einen Blick auf die mediceische Venus, den Belvederischen Apollo, und den Farnesischen Herkules würfest, die majestätischen Ruinen des alten Roms betrachtetest, und wenn auch zu keinem andern Zwecke, als um über die Nichtigkeit der Dinge unter'm Monde zu seufzen — und dieser Gedanke machte, daß ich mich auf eine Minute gänzlich vergaß.

Ich gestand Herder, indem ich das Gespräch auf seine Schriften lenkte, daß mir seine Urkunde des menschlichen Geschlechts größtentheils unverständlich wäre. „Dieß Buch," antwortete er, „hab' ich als Jüngling geschrieben, als meine Einbildungskraft noch in ihrer ganzen Kraft war, und dem Verstande von ihren Wegen noch keine Rechenschaft ablegte." — Ihren Geist, sagt' ich bey'm Abschiednehmen zu ihm, kannte ich aus Ihren Schriften; aber ich wünschte auch Ihr Bild in meiner Seele zu haben, und deswegen kam ich zu Ihnen. Jetzt hab' ich Sie gesehen und bin zufrieden. Leben Sie wohl!

Herder ist nicht groß, und braun von Gesicht. Seine Stirne und seine Augen verrathen viel Geist. — Doch ich fürchte, daß Ihr mich endlich für einen physiognomischen Hexenmeister halten werdet. Sein Ansehen ist

zwar ernsthaft, aber freundlich, und in seiner Miene ist durchaus nichts Gezwungenes, und keine Spur von Streben etwas zu scheinen. Er spricht langsam und verständlich; seinen Worten giebt er einen gewissen Nachdruck, doch ohne alle Affectation. Manchmal entdeckt sich im Gespräche der bescheidne Liebling der Musen, aber der große Gelehrte und der tiefdenkende Metaphysiker bleibt immer künstlich versteckt.

Wie angenehm war es für mich, meine Freunde, nun den Mann persönlich kennen zu lernen, den wir nur aus seinen Werken kannten und schätzten, und den wir uns so oft vorzustellen versuchten! Jetzt, glaub' ich, werden mir die Produkte seines Geistes noch mehr Vergnügen gewähren, da ich mir, bey dem Lesen derselben, das Ansehen und die Stimme des Verfassers vergegenwärtigen kann.

Um 9 Uhr des Abends.

Zur bestimmten Stunde gieng ich zu Wieland. Seine liebenswürdigen Kinder umringten mich auf der Treppe. „Der Vater erwartet Sie," sagte der eine. „Der Vater erwartet Sie," rief der andre. „Kommen Sie zu ihm," sagten zwey auf einmal. „Wir werden Sie führen," setzte der erste hinzu. Ich küßte sie der Reihe nach, und sie führten mich zum Vater.

„Verzeihen Sie," redete ich ihn an, „wenn Ihnen mein voriger Besuch nicht ganz angenehm war. Ich hoffe, daß Sie das nicht für Dreustigkeit auslegen werden, was eine Folge des Enthusiasmus war, den ihre vortreflichen Schriften in mir hervorgebracht haben." — Sie brauchen nicht um Verzeihung zu bitten, antwortete er; ich freue mich, daß die Flamme des Dichtergeistes sich in so fer-

nen Gegenden entzündet, da sie anfängt in Deutschland zu verlöschen. — Wir setzten uns darauf, und es entspann sich eine Unterhaltung, die von Minute zu Minute lebhafter und interessanter für mich wurde. Von seiner Liebe zur Dichtkunst sagte er: Und wenn mich auch die Vorsehung auf eine wüste Insel gesetzt hätte, so würd' ich doch alles das geschrieben und mit demselben Fleiße ausgearbeitet haben, was ich geschrieben habe, in dem Glauben, daß die Musen meine Gesänge hörten. Er wünschte zu wissen, ob ich etwas geschrieben habe, und ob vielleicht einige meiner Kleinigkeiten in's Deutsche übersetzt wären? Ich fand in meinem Taschenbuche die Uebersetzung des traurigen Frühlings. Nachdem ich gelesen hatte, sagte Wieland: „ich bedaure Sie, wenn Ihre Stimmung oft so ist, wie Sie sie hier beschrieben haben. — Sagen Sie mir, fuhr er fort, — denn Sie haben den

Wunsch bey mir erregt, Sie näher kennen zu lernen — Sagen Sie mir, was ist Ihr Ziel?“ — Ein stilles und ruhiges Leben, antwortete ich; nach Beendigung meiner Reisen, die ich unternommen habe, um einige angenehme Eindrücke zu sammeln und meine Seele mit neuen Vorstellungen zu bereichern, werde ich in Frieden mit der Natur und allen guten Menschen leben, überall das Schöne suchen und mich daran ergötzen, in fröhlicher Erinnerung des Angenehmen, und in leichtem Vergessen des Unangenehmen und Verdrüßlichen. — „Wer die Musen liebt, sagte Wieland, und von ihnen geliebt wird, der ist selbst in der Einsamkeit nicht müssig, und findet überall eine angenehme Beschäftigung; er trägt die Quelle seiner Zufriedenheit, die Dichterkraft, in sich, welche ihn glücklich macht.“ — Die Unterhaltung berührte auch die Philosophen. „Keiner unter den Systematikern, sag-

te Wieland, vermag seine Leser so zu fesseln, als Bonnet, und vorzüglich Leser von einer lebhaften Einbildungskraft. Er schreibt deutlich, angenehm, und macht, daß man ihn und seine Philosophie liebgewinnt.“ — Von Kant sprach er mit Achtung, doch zerbricht er sich, wie es scheint, nur selten den Kopf mit seiner Metaphysik. Er zeigte mir eine neue Schrift seines Schwiegersohns, des Professor Reinhold: Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, die nur so eben die Presse verlassen hatte, und die Erläuterung der Kantischen Philosophie beabsichtigt. „Lesen Sie das Buch durch,“ sagte W., „wenn Sie an dergleichen Sachen Geschmack finden.“ — Ihr Agathon und Oberon sind mir lieber, antwortete ich; doch blick' ich wohl auch manchmal aus Neugierde in das Gebiet der Philosophie. — „Und ist denn Agathon kein philosophisches Buch?“ ver-

setzte er, „in ihm finden Sie die wichtigsten Probleme der Philosophie gelöst.“ — Das ist wahr, erwiederte ich, und so verzeihen Sie mir.

Mit liebenswürdiger Offenheit entdeckte mir Wieland seine Gedanken über einige der wichtigsten Gegenstände für den Menschen. Er verwirft nichts und behauptet nichts; nur macht er einen Unterschied zwischen Vermuthung und Ueberzeugung. Man könnte ihn einen Skeptiker, in der bessern Bedeutung dieses Worts, nennen.

Es schien ihm angenehm zu hören, daß einige seiner vorzüglichsten Werke in's Russische übersetzt wären. „Aber wir sind die Uebersetzungen?“ fragte er. — Sie können dem unmöglich gefallen, der das Original kennt, war meine Antwort. — „Das ist schon mein

Loos," sagte Wieland, „auch die französischen und englischen Uebersetzer haben mich verunstaltet."

Um sechs Uhr stand ich auf. Er drückte mir die Hand, und wünschte mir recht herzlich Glück und Zufriedenheit. „Sie haben mich gesehen, fuhr er fort, „wie ich in der That bin. Leben Sie wohl, und mit der Zeit lassen Sie etwas von sich hören. Ich werde Ihnen immer antworten, wo Sie auch sind."— Er umarmte mich und schien gerührt; dieß setzte mich in dieselbe Stimmung. Auf der Treppe drückten wir uns nochmals die Hände, und trennten uns — vielleicht auf immer; aber nie, nie werd' ich ihn vergessen. Ihr hättet sehen sollen, meine Freunde, mit welcher Offenheit und Wärme dieser fast sechzigjährige Mann spricht, und wie sich im Gespräche alle Züge seines Gesichts beleben. Sein Geist hat

noch nicht gealtert und seine Kraft ist noch nicht erloschen. In Clelie und Sinibald, seinem neuesten Gedichte, findet man eben die Fülle und Ueppigkeit des Dichtergeistes, die Oberon, Musarion und seine andern Werke auszeichnet. Es scheint sogar, daß er in den letztern Früchten seiner Muse der Vollkommenheit immer näher und näher kommt. Seit fünf und dreyßig Jahren ist er in Deutschland als Schriftsteller bekannt, und schon seine ersten Versuche zogen die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn. Die strenge Kritik, die damals in Deutschland zu herrschen anfieng, fand zwar in diesen ersten Ausflügen des Genies noch manche Mängel; allein sie konnte dem Verfasser die Kunst der Darstellung, eine reiche Einbildungskraft und ein lebhaftes Gefühl nicht absprechen. Doch fängt sich die eigentliche Epoche seines Ruhms von der Bekanntmachung seiner comischen Erzäh-

Jungen an, die in ihrer Art vortreflich sind, und im Deutschen damals für einzig galten. Man muß den Witz, den Geschmack, die Schönheit der Sprache, die Kunst der Erzählung, die in diesen Gedichten herrschen, bewundern. Darauf erschienen Gedichte auf Gedichte von ihm, und das letzte schien immer das beste. Auch hat ihn Deutschland schon längst als einen seiner ersten Sänger anerkannt. Er ruht auf seinen Lorbeern, doch schlummert er nicht. Wenn die Franzosen ihre sonstige schlechte Meynung von der deutschen Litteratur aufgegeben haben, die, in der That, damals nicht ganz ungegründet war, als die Deutschen sich nur mit trockner Gelehrsamkeit beschäftigten; wenn die vorzüglichsten und unpartheyischsten der französischen Gelehrten jetzt gestehen, daß die Deutschen sie nicht nur in vielen Stücken erreicht, sondern sogar in manchen übertroffen haben; so haben dieß

gewiß zum Theil Wielands Schriften mit bewürkt, ob sie gleich nicht sonderlich gut in's Französische übersezt sind.

Göthe hab' ich nur gestern im Vorbeygehen am Fenster gesehen; ich blieb stehen, und betrachtete ihn einige Minuten. Ein wahres griechisches Gesicht! Heute morgen, da ich ihn besuchen wollte, fand ich ihn nicht. Er war ganz früh nach Jena gefahren. — In Weimar leben auch noch andre berühmte Schriftsteller, wie z. B. Bertuch, Bode, u. a. Der erstere ist der Uebersezer des Don Quixotte und Herausgeber des Magazins der spanischen und portugiesischen Litteratur, und der zweyte hat vortrefliche Uebersezungen von Yoriks empfindsamer Reise, dem Tristram Shandy und einigen andern vorzüglichen Werken geliefert. Die Herzogin Amalia liebt die Talente,

Sie ist es, die Wieland an ihren Hof rief, und ihm die Erziehung des jungen Herzogs übertrug. Auch zog sie Göthe nach Weimar, der sich durch seinen Werther berühmt gemacht hatte, und Herder erhielt durch sie die Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar. Lebt wohl, meine Freunde: die helle Nacht lockt mich aus dem Zimmer. Ich ergreife meinen Wanderstab, und gehe die schlummernde Natur zu belauschen und den gestirnten Himmel mit meinen Blicken zu durchwandern.

Weimar, den 22. Jul.

Ich habe hier manche Anekdoten von unserm Lenz gehört. Er kam nach Weimar seines Freundes Göthe wegen, mit welchem er zusammen in Straßburg studiert hatte. Man

nahm ihn als einen Mann von Talenten sehr gut auf; aber bald zeigte sich viel Sonderbares an ihm. So erschien er zum Beyspiel einmal bey Hofe auf dem Balle maskirt und im Domino, mit dem Hute auf dem Kopfe; und als nun aller Augen auf ihn hinstarrten und das Ah! der Verwunderung von allen Seiten erschallte, trat er ganz ruhig und unbefangen zu einer der vornehmsten Damen, und nahm sie zum Tanz auf. Der junge Herzog, der ein Liebhaber von Farzen war, freute sich über diese lustige Erscheinung, die ihm etwas zu lachen gab; aber die betitelten Herren und Damen, die den weimarischen Hof ausmachten, meynten, daß dem naseweisen Lenz wenigstens der Kopf vor die Füße gelegt werden müsse. — Gleich nach seiner Ankunft in Weimar war Lenz in alle junge und schöne Damen verliebt, und auf eine jede machte er Verse. Die junge Herzogin trauerte damals über den Tod

ihrer Schwester. Lenz schrieb bey dieser Gelegenheit ein herrliches Gedicht, worinne er nicht vergaß, sich mit dem Ixion zu vergleichen, der sich erkühnt, die Gemahlin Jovis zu lieben. Einmal begegnet er der Herzogin auf der Straße, und, anstatt eine Verbeugung zu machen, wirft er sich auf die Kniee, und streckt die Hände in die Höhe, welche Stellung er nicht eher verläßt, bis die Herzogin vorüber ist. Den Tag darauf erhielten alle seine Bekannten Zettel von ihm, auf welchen er vor der Herzogin knieend, und die Hände emporstreckend abgebildet war. Doch weder die Dichtkunst noch die Liebe füllten seine Seele gänzlich. Er konnte sich noch mit einer Reform beschäftigen, die, wie er glaubte, das Militär Sr. Durchlaucht erfahren müßte; und reichte darüber dem Herzog verschiedene Plane ein. Bey alle dem duldete man ihn in Weimar, und die Damen fanden ihn angenehm. Ends

lich verunseinigte er sich mit Göthe, und dieser brachte es dahin, daß er Weimar verlassen mußte. Eine gewisse Dame nahm ihn mit auf ihr Landgut; wo er ihr einige Tage den Shakespear vorlas, und dann in die weite Welt gieng. — Die Suppe wartet auf mich. Nach Tische reis ich nach Erfurth. Lebt wohl!

Erfurth, den 22. Jul.

Sogleich nach meiner Ankunft in dieser Stadt gieng ich in das Benediktiner Kloster auf dem Petersberge. Ich ersuchte den ersten Mönch, der mir begegnete, mir den Ort zu zeigen, wo Graf Gleichen begraben liegt. Der dicke Pater (NB. das Kloster ist reich) sagte mit heiserer Stimme, ich möchte zu dem Pater Küster gehen; er führte mich durch einen langen Gang, wo ich durch ein dämm-

merndes Halbdunkel Crucifixe und verlöschende Lampen erblickte. Hier verließ mich mein Führer, um den Vater Küster zu suchen. Es ist schwer zu beschreiben, was ich empfand, da ich so allein in der tiefen Stille dieses dunkeln Kreuzganges herumgieng, und auf die Crucifixe, auf die Lampen und verschiedne alte Gemählde blickte, die mancherley schreckliche Scenen vorstellten. Mir kam es vor, als wär' ich in der finstern Wohnung des Fanatism. Meine Einbildungskraft stellte mir dieß Ungeheuer in seiner ganzen Häßlichkeit dar; es erschien mir mit vor Wuth emporstehenden Haaren, mit Schaum vor dem Munde, mit flammenden, wilden Augen, und einem Dolche in der Hand, der gerade auf mein Herz gerichtet war. Ich fieng an zu zittern, und ein kalter Schauder machte das Blut in meinen Adern erstarren. Aus der Tiefe vergangener Jahrhunderte donnerten höllische Flüche in meine Ohren —

Zu meinem Glücke kam der Pater in diesem Augenblicke zurück, und die Bilder meiner Phantasie verschwanden. „Der Pater Küster, sagte er, sitzt mit den andern Mönchen bey'm Abendtische“ — Aber können Sie mir nicht selbst Gleichens Grabmahl zeigen? — „O ja, sagte er, wenn Sie nichts weiter sehen wollen.“ — Als wir in die Kirche kamen, nahm er zwey breite, zusammengefügte Bretter auf, und ich erblickte einen Stein — doch ich will Euch erst die Geschichte Gleichens erzählen.

Als ein heiliger Eifer, die Ungläubigen aus dem gelobten Lande zu vertreiben, ganz Europa ergriff, und die frommen Ritter mit dem Kreuze bezeichnet nach dem Orient strömten; da verließ auch der Reichsgraf Gleichen sein Vaterland, und zog mit seinen Freunden und Landsleuten nach Asien. Ich werde nicht

seine männlichen und großen Thaten beschreiben, nur das will ich sagen, daß die tapfersten Ritter der Christenheit seinen Heldenmuth bewunderten. Aber es gefiel dem Himmel, den Glauben des Helden zu prüfen. Graf Gleichen gerieth in die Gefangenschaft der Ungläubigen, und ward der Sclave eines vornehmen Muhamedaners, der ihm seine Gärten anvertraute. Der unglückliche Graf begoß nun Veilchen und Glockenblumen, Lilien und Rosen — Seufzend ertrug der Held lange die schwere Gefangenschaft; aber vergebens wären alle seine Seufzer und Gelübde geblieben, wenn nicht eine schöne Saracenin, die liebliche Tochter seines Herrn, ihn mit Augen der zärtlichsten Liebe zu betrachten angefangen hätte. Oft hörte sie, verhüllt durch die Finsterniß der Nacht, seine Trauergesänge; oft sah sie ihn betend Thränen vergießen, und ihre schönen Augen füllten sich gleichfalls mit Thränen. Die

B S B
MÜNCHEN

schüchterne Schaam, die eigenthümliche Tugend junger Mädchenherzen, erlaubte ihr lange Zeit nicht, sich zu erklären, oder dem Sclaven auf irgend eine Art zu zeigen, wie viel Theil sie an ihm nähme. Endlich loderte der Funken zur Flamme empor, die Schaam verbarg sich, die Liebe ließ sich nicht länger im Herzen verbergen, und in feurigen Strömen ergoß sie sich aus ihrem Munde in die Seele des erstaunten Grafen. Ihre Engelsunschuld, ihre blühende Schönheit, und der Gedanke, durch sie vielleicht die Freyheit zu erlangen — alles dieß machte, daß er seine Gemahlin vergaß. Er schwur der Saracenin ewige Liebe, unter der Bedingung, daß sie sich dazu verstände, Vater und Vaterland zu verlassen, und mit ihm nach Europa zu flüchten. Ach! sie hatte schon Vater und Vaterland vergessen. Der Graf war ihr alles. Die Schöne eilt fort, bringt einen Schlüssel, öffnet die geheime Thüre, die aufs

Feld führt, und flieht mit ihrem Geliebten davon. Die stille Nacht, die sie in ihren dunkeln Mantel hüllt, begünstigt ihre Flucht. Glücklich gelangen sie im Vaterlande des Grafen an. Die Unterthanen begrüßen freudig ihren Herrn und Vater, den sie für verlohren hielten, und mit Neugierde betrachten sie seine schlanke Reisegefährtin, deren Gesicht ein Schleyer verbirgt. Bey ihrer Ankunft im Schlosse stürzt sich die Gemahlin des Grafen in seine Umarmung. „Daß Du mich wieder siehst, geliebtes Weib, sagt der Graf, das hast Du dieser zu verdanken, (indem er auf seine Befreyerin zeigt) sie hat meinetwegen Vater und Vaterland verlassen.“ — Der Graf bedeckt sein thränendes Auge mit den Händen, und die Saracenin läßt den Schleyer fallen, wirft sich der Gräfin zu Füßen und sagt: „Ich bin Deine Unterthanin.“ — „Du bist meine Schwester, antwortet diese, und zieht sie in ihre Umar-

mung; mein Gemahl wird der Deinige seyn; wir werden sein Herz theilen." — Der Graf, erstaunt über die Großmuth seiner Gemahlin, drückt sie an seine Brust. Eine Umarmung vereinigt alle drey, und sie schwören, sich bis in's Grab zu lieben. Der Himmel segnete dieß dreyfache Band, und selbst der Papst bestätigte es. Friede und Zufriedenheit wohnten in dem Hause des Grafen, und die treuen Ehegatten wurden nach ihrem Tode in ein Grab gelegt, das in der Kirche des Benediktiner-Klosters zu Erfurth befindlich ist. Ein großer Stein deckt es, auf welchem sie der Meisel eines gefühlvollen Künstlers abgebildet hat. Indem ich diesen Stein sah, segnete ich das Andenken des Kleeblatts.

Nachdem ich mich genug an der schönen Aussicht auf dem Petersberge ergötzt hatte, gieng ich in das Waysenhaus, um die Zelle zu

besehen, in welcher Martin Luther von 1505 bis 1512 gelebt hat. An den Wänden dieses kleinen dunkeln Behältnisses ist die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes aufgezeichnet, und auf einem Tische liegt ein Exemplar der ersten Ausgabe der deutschen Bibel, welches Luther selbst gebraucht hat, und dessen weiße Blätter alle von Luthers eigner Hand beschrieben sind. „Wie war es möglich, dacht' ich, daß ein geringer Mönch, der in dem Dunkel dieser Zelle lebte, dem Papste und Kayser zum Trotze, eine solche Reform in der Kirche bewürken konnte?" — Im Kreuzgange bemerkte ich bey'm Weggehen eine Menge sonderbarer Gemählde. Das eine stellt einen Kayser vor, dem sich der Tod mit einer tiefen Verbeugung nahet, und allen unterthänigst meldet, daß es Zeit sey, dieß Erdenleben zu verlassen, und in ein andres überzugehen. Auf einem andern sieht Freund Klapperbein im königlichen Ge-

wande hinter einer Schauspielerin, und nimmt ihr den Dolch und die Maske. Ein drittes zeigt einen Buchdrücker in einem stoffenen Schlafrocke und großer Allongenperücke nebst seinem Gehülfen. Der Tod mäht den ersten mit seiner Sense weg, und unten lieset man die Worte: „Auch sogar Buchdrucker müssen sterben“ u. s. w.

Frankfurth am Mayn, den 28. Jul.

Gestern, meine Freunde, bin ich in Frankfurth angekommen. Der Weg von Gotha bis hieher ist mir sehr langweilig vorgekommen. Fast auf jeder Station mußt' ich übernachten (ich fuhr mit der ordinären Post), oder wenigstens mehrere Stunden warten. Ueberall waren die Wege äußerst schlecht, so daß wir nur immer im Schritte fahren mußten, und selbst

das Pflaster in den kleinen Städten und Flecken war so elend, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte. Zwar saß ich geräumig genug auf der Postkalesche; denn ich war fast immer allein; aber das gar zu langsame Fahren, und das unaufhörliche Anhalten wurden mir endlich unerträglich. Ueberdieß fiel mir durchaus nichts Merkwürdiges in die Augen, und ich zweifle, daß selbst Yorik hier viel Interessantes für sein Herz hätte finden können. Nur die wilde Gegend um Eisenach brachte einige angenehme Empfindungen in meiner Seele hervor, indem sie mich an die ursprüngliche Wildheit der Natur erinnerte. Auch zog das Schloß Wartburg meine Aufmerksamkeit auf sich, das nicht weit von Eisenach auf einem Berge liegt, und wo sich Luther nach dem Wormser Reichstage einige Zeit versteckt hielt. Auch erheben sich hier zwey Steine, in welchen die Einbildungskraft einige Aehnlichkeit

mit menschlichen Gestalten findet, und von denen die alte Sage folgendes Mährchen erzählt:

Ein junger Mönch verliebte sich in eine reizende Nonne. Umsonst versuchte er seine Liebe zu unterdrücken, umsonst wendete er Fasten und Casteyungen an, um seine Brunst zu ertödten. Sein Blut kochte und das Bild der schönen Nonne schwebte immer vor seiner Seele. Er versuchte zu beten, aber die Zunge, gehorsam dem Herzen, brachte nichts hervor, als die Worte: ich liebe, ich liebe. Oft besuchte er das Kloster, das die Geliebte umschloß; oft vergoß er bey ihrem Anblicke heiße Thränen, und die Wangen seiner Gebieterin färbte eine feurige Röthe und sympathetische Thränen perlten in ihren Augen. Ihre Herzen verstanden sich. Sie erschraken vor ihren Gefühlen, und doch nährten sie sie. End-

lich überreichte der Jüngling seiner Geliebten mit zitternder Hand folgenden Brief: „Geliebte Schwester! Nicht weit von der Pforte des Klosters erhebt sich rechter Hand ein steiler Berg. Dorthin werd' ich mich bey'm Einbruche der Nacht begeben; und Du, Geliebte, wirst Dich entweder gleichfalls dort einfinden, oder ich stürze mich von dem hohen Felsen herab und sterbe des zeitlichen und ewigen Todes." Das Herz des Mädchens zitterte. „Ich sollte ihn außerhalb den Mauern des Klosters sehen," sagte sie, „allein, in der Stille der Nacht? — Unmöglich! — Doch ja! ich muß ihn retten von dem schrecklichen Verbrechen des Selbstmords." — Sie findet Mittel aus dem Kloster zu kommen, wandelt durch das Dunkel der Nacht, und erschrickt vor jedem Geräusch. Sie kommt endlich auf den Berg und sogleich fühlt sie sich in den Umarmungen ihres leidenschaftlichen Anbeters.

Sie vergessen alles, und verliehren sich in Entzücken — aber auf einmal erstarrt das Blut in ihren Adern, die Glieder bewegen sich nicht mehr, das Herz hört auf zu schlagen, und der Zorn des Himmels verwandelt sie in Steine. „Das sind sie," sagte der Postillion, indem er auf die Spitze des Berges zeigte. Dieses Volksmährchen hat zu Wielands herrlichem Gedichte: Der Mönch und die Nonne, den Stoff gegeben.

In einem Flecken, diesseits Hirschfeld hielt der Postwagen vor einem Hause, das ich, wie gewöhnlich, für ein Wirthshaus hielt. Ich gieng hinein und forderte, von dem ersten, der mir mit einer tiefen Verbeugung entgegen kam, Rheinwein und Wasser; darauf warf ich mich auf einen Stuhl, ohne daran zu denken, meinen Hut abzunehmen. In der Stube befanden sich vier Menschen, die sehr höflich mit

mir sprachen. Man brachte eine Bouteille Rheinwein; ich trank und lobte den Wein, und endlich fragt' ich, was ich schuldig sey. „Nichts," antwortete man mir mit einer Verbeugung; „Sie sind in keinem Wirthshause, sondern bey einem ehrlichen Bürger zu Gaste, der sehr froh darüber ist, daß Ihnen sein Rheinwein schmeckt." — Stellt Euch mein Erstaunen vor. Ich riß den Hut vom Kopfe und fieng an mich zu entschuldigen. „Es hat nichts zu sagen," sagte der Wirth, „nur bitt' ich Sie um Ihre Gewogenheit für meine Tochter, die mit Ihnen reist." — Ich werde höflich, ehrbar und alles seyn, was Sie wollen, erwiederte ich. Die Tochter, ein artiges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, in einem grünen Surtout und schwarzem Hute trat in die Stube. Wir empfahlen uns einander, setzten uns auf und fuhren weg. Karoline — dieß war ihr Name — erzählte mir, daß

sie aufs Dorf zu ihrer Tante reise. Um sie nicht mit weitern Fragen zu belästigen, zog ich den Vicar of Wakefield aus der Tasche und fieng an zu lesen. Meine Reisegefährtin gähnte, und blinzte mit den Augen. Endlich schlummerte sie ein, und ihr Kopf ruhete auf meiner Schulter. Ich wagte es nicht, mich zu rühren, um sie nicht zu erwecken; aber auf einmal warf sie ein Stoß des Wagens in den andern Winkel. Ich bot ihr mein großes Kissen an. Sie nahm es, legte es unter den Kopf, und schlief wieder ein. Unterdessen ward es dunkel. Karoline schlief fest, und wachte nicht eher auf, bis wir an den Ort kamen, wo wir uns trennten. Was mich anbetrifft, so führte ich mich ehrbarer auf, als ein ehrenfester Ritter, der die Schamhaftigkeit der ihm anvertrauten Unschuld mit einem unbescheidnen Blicke zu beleidigen fürchtet. Dergleichen Beyspiele, meine Freunde, sind selten in der

heutigen Welt, sehr selten! Karoline hielt es in ihrer Unschuld nicht für nöthig, mir für meine Enthaltsamkeit zu danken, und nahm ziemlich trocken von mir Abschied. Gott mit ihr!

Nirgends auf dem ganzen Wege ist mir so bange zu Muthe gewesen, als in Hirschfeld. Ich kam um fünf Uhr des Abends an, und mußte bis um Mitternacht warten. Die Stadt hat nicht das geringste Merkwürdige, und ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; zum Lesen hatt' ich keine Lust; zum Schreiben eben so wenig, ob mir gleich die Postmeisterin ein ganzes Buch Papier, auf mein Verlangen, brachte. Ich saß schwermüthig da, und dachte an meine entfernten Freunde. Ich fühlte, wie verwayst ich bin, und mein Herz trauerte.

Hier in Frankfurth bin ich des Nachts im Regen angekommen, und in dem Gasthofe zum

Sterne abgetreten, wo ich ein sehr artiges Zimmer bewohne.

Frankfurth, den 29. Jul.

Das schlechte Wetter dauert fort. Ich sitze in meinem Zimmer bey'm offnen Fenster, und ob mich schon der Regen durchnäßt und der Frost mein Innres durchbebt, so fürchtet doch meine stählerne russische Brust keine Erkältung, und der Zögling des eisernen Norden lacht der Stürme des Frankfurther Himmels.

Bey alledem gesteh' ich, daß ich hier, bey dem sanften Clima, dergleichen Wetter nicht erwartete. Je weiter ich mich vom Nordpole entfernte, desto mehr erfreute mich der Gedanke, daß ich Kälte und Feuchtigkeit, und alle Tücken, Härten und Unfreundlichkeiten der

Natur hinter mir zurück liese. Da, wo der Rhein und Mayn fließt, dacht' ich, ist der Himmel rein, die Tage sind heiter, und nur sanfte Zephyre wehen. Die blühende Natur erscheint nur erleuchtet von den warmen Strahlen der Sonne. Aber, da ich nun ankomme, find' ich, mitten im Sommer, das strengste Herbstwetter. Allein ich habe mir auch vorgenommen dem Wetter zu trotzen; und ich schwöre bey den Titanen und bey dem furchtbaren Styx, daß ich Frankfurth nicht eher verlassen will, als bis es heitres Wetter geworden ist. Gestern bin ich nirgends als bey Willemer, einem hiesigen reichen Banquier, gewesen. Wir sprachen von den neuesten Pariser Vorfällen. Mein Gott! was geht dort vor! Hätte wohl unser A., der vor ungefähr zwey Wochen nach Paris abgereiset ist, vermuthen können, zu solchen Auftritten zu kommen?

Uebrigens dürft Ihr nicht glauben, meine Freunde, daß mir die Zeit in meinem Zimmer lang geworden ist. Drey Schritte vom Wirthshause ist eine Lesebibliothek, aus welcher ich gestern Schillers Fiesko zu lesen genommen habe. Dieß Trauerspiel hat mir viel Vergnügen gemacht. Doch, mehr als alles, hat mich der Monolog des Fiesko bewegt, wenn er in der stillen Stunde des Morgens überlegt, ob es besser sey, ein Bürger zu bleiben, und für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste nichts weiter zu verlangen, als die Liebe seiner Mitbürger; oder die Umstände zu benutzen und die Oberherrschaft an sich zu reißen. Auf die Knie hätt' ich vor ihm niederfallen, und ihm zurufen mögen: wähle das erste! Welch' eine Stärke der Empfindung! welches Leben in der Sprache! Ueberhaupt hat Fiesko ungleich stärker auf mich gewürkt, als Don Carlos, ob ich gleich dieses letztere Trauerspiel

aufführen sah, und die Kritik ihm den Vorzug vor dem erstern giebt. — Heute hab' ich mit großem Vergnügen auch Iffland's Schauspiele gelesen, vortrefliche Familiengemählde, die unserm Publicum gewiß gefallen würden, wenn sie geschickt für's Russische Theater übersetzt würden.

In demselben Gasthofe, wo ich wohne, lebt auch ein junger Doktor der Medicin. Er trank gestern Thee bey mir und blieb den Abend da. Nach seiner Meynung kommt alles Böse in der Welt davon her, daß die Menschen ihren Magen nicht besser in Acht nehmen. „Ein verdorbner Magen," sagte er, „ist nicht nur die Quelle aller Krankheiten, sondern bringt auch alle Laster, alle üble Gewohnheiten und böse Handlungen hervor. Warum helfen die Bemühungen der Moralisten so wenig? — Darum, weil diese Herren die Menschen für

gesund halten, und mit ihnen, als mit Gesunden sprechen, da sie doch krank sind — vielmehr sollten sie ihnen, anstatt aller Vermahnungen, einige abführende Mittel geben. Die Unordnungen des Geistes sind immer Folgen der Unordnungen des Körpers. Wenn alles bey unsrer Maschine im gehörigen Gleichgewichte ist, wenn alle Gefäße gehörig würken, und die nöthigen Flüssigkeiten ordentlich abgesondert werden, mit einem Worte, wenn jeder Theil unsers Körpers das leistet, was ihm die Natur zu leisten anwies; dann ist auch die Seele gesund, dann wählt und thut der Mensch das Gute und ist weise und tugendhaft, und folglich glücklich und froh." — Hätte also Caligula keinen verdorbenen Magen gehabt, fragt' ich, so wäre es ihm nicht eingefallen, eine Brücke über's mittelländische Meer zu bauen? — „Ohne Zweifel nicht, antwortete der Doktor, und wäre sein Arzt darauf verfal-

len, ihm abführende Pillen zu geben, so hätte er sein unsinniges Vorhaben eine Stunde nachher gewiß aufgegeben. Woher kam es, daß die Menschen im goldnen Zeitalter so gut und glücklich waren? Gewiß daher, daß sie sich nur von Pflanzen und Milch nährten, und folglich niemals in Gefahr standen, ihren Magen zu überladen oder zu verderben. Ja, ich versichre Sie, wenn ich ein Fürst wäre, so ließ' ich alle Verbrecher, anstatt sie zu strafen, in's Lazareth bringen, und so lange heilen, bis sie gute Menschen und nützliche Bürger würden. Mit der Zeit werde ich dem Publicum meine Meynung und die Beweise dazu vorlegen, und vielleicht bewürkt dieß eine völlige Revolution in der Philosophie. Dann erinnern Sie sich, mein Herr, daß Sie es schon von mir hörten." — Ich bewunderte die Logik des Herrn Doktors.

Den 30. Jul.

Endlich hat der Frankfurther Himmel aufgehört die Stirne zu runzeln, und ringsum lächelt er heiter. Um das schöne Wetter zu genießen, bin ich so viel herumgegangen, daß mir jetzt die Füße weh thun. Heute morgen führte mich mein Wirth in die hiesigen Gärten. In einem derselben stießen wir auf einen ehrwürdigen Alten, der, wie mir mein Wirth sagte, ein sehr reicher Mann ist. Da er hörte, daß ich ein reisender Ausländer sey, so nahm er mich bey der Hand und sagte: „Ich werde Ihnen selbst alles zeigen, was mein Garten etwa Schönes hat. Wie gefällt Ihnen diese dunkle Allee?“ — Bey heißem Wetter muß man sich dort gut erfrischen können, antwortete ich. — „Und dieses kleine Lusthaus unter den Zweigen eines Kastanienbaums?“ — Dort muß es sich herrlich sitzen

des Abends, wenn der Mond am Himmel steht, und sein schönes Licht durch die belaubten Zweige auf das sammetne Grün hingießt. — „Und dieser Hügel?“ — Ach! wie wünscht' ich dort der aufgehenden Sonne zu begegnen! — „Und dieses kleine Wäldchen?“ — Dort singt gewiß im Frühlinge die Nachtigall so ruhig und angenehm, als in den wildesten Gebüschen, ohne auch nur im mindesten zu ahnden, daß sie die Kunst dorthin lockte. — „Was sagen Sie von diesem Häuschen?“ — Es scheint zur Wohnung eines gefühlvollen Menschen bestimmt zu seyn, der die Einfalt, Einsamkeit und Stille liebt. — „Nun müssen Sie eine Tasse Kaffee mit mir trinken.“ — — Wir traten in's Häuschen und setzten uns auf hölzerne Stühle um einen kleinen Tisch her. — Nach dem Kaffee stand ich auf, dankte dem Manne für seine Gastfreundschaft und empfahl mich.

Während des schlechten Wetters schien es mir, als wäre Frankfurth leer an Menschen; jetzt aber seh' ich, daß es sehr volkreich ist; denn bey dem schlechten Wetter blieb natürlich Jedermann zu Hause, wenn ihn nicht die höchste Noth hinaustrieb; aber jetzt kriechen wieder alle, gelockt durch die Sonne, gleich den Ameisen, aus ihren Löchern hervor.

Bey seinem blühenden und ausgebreiteten Handel ist Frankfurth eine der reichsten Städte Deutschlands. Außer einigen adligen Familien, die sich hier aufhalten, ist fast jeder Einwohner Kaufmann. Auf jeder Straße findet man eine Menge Buden, überall sieht man Beweise der Arbeitsamkeit, der Betriebsamkeit und des Ueberflusses, und nirgends hab' ich Bettler bemerkt. Nur kann man Frankfurth keine schöne Stadt nennen. Die Häuser sind fast allzumal alt und mit verschiednen bunten

Farben angestrichen, welches dem Auge nicht wohl thut.

Nach Tische, als es nicht mehr so heiß war, gieng ich heute vor die Stadt. Gärten, Landhäuser, Wiesen und Weingärten machten zusammen eine Landschaft, die des Pinsels eines Salvator Rosa oder Poussins nicht unwürdig gewesen wären.

Ein einsames Haus mit einem kleinen Garten nicht weit von der Landstraße zog mich an, und ich gieng auf einem engen Fußsteige darauf zu. Zwey Knaben, die im Grase spielten, liefen mir entgegen; aber bald kehrten sie mit dem Geschrey zurück: er ist es nicht, es ist nicht Kaspar, und versteckten sich im Hause. Ein alter Kastanienbaum lud mich in seinen Schatten ein, und ich setzte mich unter seine Zweige. Nach ungefähr fünf Minuten

kamen die Kinder wieder herausgesprungen, und nach ihnen trat ein Frauenzimmer von ungefähr dreyßig Jahren, in einem weißen Kleide und Strohhut und von angenehmer Gesichtsbildung, heraus. Sie setzte sich auf die Treppe vor dem Hause, und schaute mit einem solchen freundlichen Lächeln auf die um sie her springenden Knaben, daß man leicht sah, sie sey ihre Mutter. Die Knaben wurden eins, mit einander um die Wette zu laufen. Sie faßten sich bey den Händen, und nachdem sie ungefähr dreyßig Schritte von dem Hause entfernt waren, blieben sie stehen, setzten den rechten Fuß vor, und warteten, daß ihnen die Mutter das Zeichen gäbe. Sie winkte mit ihrem weißen Schnupftuche, und sie flogen dahin, wie abgeschoßne Pfeile. Der Aeltere kam dem Jüngern zuvor, lief zur Mutter, und fiel ihr mit den Worten um den Hals: ich bin der Erste. Der Jüngere lief auch herbey, und hieng sich

gleichfalls an sie. Welch' eine Gruppe! Welch' ein rührendes Gemählde häuslicher Glückseligkeit! — Vielleicht hätt' es mich in der Stadt weniger bewegt; aber unter den Schönheiten der ländlichen Natur empfindet unser Herz alles lebhafter, was zur Summe des wahren Glücks gehört, womit die Güte des Himmels den Becher des Lebens gefüllt hat.

Lebe wohl, einsames Häuschen! Friede, Stille und Ruhe bleibe immer das Erbtheil deiner Bewohner! — Und du, schattiger Baum, nimm lange noch Wandrer in deinen Schatten auf, daß sie sich unter dem Dache deiner rauschenden Blätter über das Glück der Unschuld und der Tugend freuen!

Den 31. Jul.

Heute morgen bin ich in dem Dorfe Bergen nicht weit von Frankfurth gewesen, bey welchem im Jahre 1759 eine blutige Schlacht zwischen den Franzosen, unter dem Commando des Marschall Broglio, und den Alliirten unter dem Prinz Ferdinand von Braunschweig vorfiel, in welcher die erstern siegten.

Auf dem hiesigen Rathhause, welches der Römer genannt wird, zeigt man den Reisenden den Sal, in welchem der neuerwählte Kayser speist. In demselben hängen auch die Bildnisse der Kayser von Konrad I. bis auf Karl VI. Wem ein Dukaten nicht leid thut, der kann auch im Archive die berühmte goldne Bulle oder die Wahlcapitulation Karls IV. sehen, die auf drey und vierzig Pergamentblätter in 4to geschrieben ist; ihren Namen

hat sie von der goldnen Siegelkapsel, die an seidnen Schnuren hängt, und auf deren einen Seite der Kayser auf dem Throne sitzend, und auf der andern die Engelsburg zu sehen ist. Diese Seite zeigt auch die Worte: aurea Roma, welche auf folgende Art in drey Linien vertheilt sind:

aur
ear
oma

Auch war ich in der katholischen Kathedralkirche, wo der neuerwählte Kayser von dem Churfürsten zu Maynz herkömmlich gekrönt wird. Hier fiel mir die Bildsäule der Maria auf, die ein weißes nesseltuchnes Kleid an hatte. „Bekommt sie oft neue Kleider?“ fragt' ich meinen Führer — „Alljährlich,“ antwortete er. — Ob aber gleich die Hauptkirche

den Katholiken gehört, so ist doch die herrschende Religion in Frankfurth die lutherische, und die katholische Geistlichkeit darf keine öffentlichen Processionen anstellen. Auch giebt es hier viele Reformirte, die größtentheils von jenen unter Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertriebnen Franzosen herstammen; aber sie können nicht Bürger werden, und haben nicht einmal die Erlaubniß öffentlichen Gottesdienst zu halten, da doch sogar die Juden hier eine Synagoge haben. Eine solche Intoleranz macht den Frankfurthern gewiß wenig Ehre.

Juden zählt man hier über 7000. Sie müssen alle in einer einzigen Gasse leben. Diese Gasse ist so unreinlich, daß man sie unmöglich passiren kann, ohne sich die Nase zuzuhalten. Es thut weh, diese Unglücklichen zu sehen, die so gedrückt unter den Menschen

leben. Ihre Kleider bestehen meistentheils aus beschmutzten Lumpen, zwischen welchen das nackte Fleisch durchscheint. Des Sonntags, wenn der christliche Gottesdienst anfängt, wird ihre Gasse verschlossen, und die armen Juden sitzen wie Gefangne in ihrem Käficht bis nach Endigung des Gottesdienstes. Eben so werden sie auch des Nachts eingeschlossen. Außer diesen Bedrückungen müssen sie noch bey Feuersbrünsten Wasser führen und löschen. Es giebt unter ihnen manche Reiche, aber sie leben eben so unreinlich, als die ärmern. Ich wurde mit einem Juden bekannt, der ein verständiger und gebildeter Mann war. Er bat mich zu sich und nahm mich sehr höflich auf. Seine junge Frau, von Geburt eine Französin, sprach Deutsch und Französisch gleich gut, und ich brachte einige Stunden sehr heiter bey ihnen zu; aber was mußte nicht meine Nase, während dieser Zeit, leiden! Ich wünschte ihre

Synagoge zu sehen. Sie gleicht einer dunkeln Höhle. „Du Gott Israels, des auserwählten Volkes Gott, — so dacht' ich — hier soll man dich anbeten?“ — Nur matt brannten die Lichter in der mit mephitischen Dünsten überladnen Luft. Düstrer Kummer und Furcht lagen auf dem Gesichte der Betenden. Nirgends sah man ein fröhliches Gesicht, die Thräne der dankbaren Liebe benetzte keinem die Wange, kein Blick voll frommen Entzückens erhob sich gen Himmel. Ich sah nur Verbrecher vor mir, die mit Zittern ihr Todesurtheil erwarten, und es kaum wagen, ihren Richter um Barmherzigkeit anzuflehen. „Warum sind Sie hierher gekommen? sagte der Jude, dessen Gast ich war, schonen Sie unsrer! Unser Tempel war zu Jerusalem; dort gefiel es dem Höchsten seinen Auserwählten zu erscheinen. Aber der prächtige Tempel ist zerstört; wir sind auf der Oberfläche der Erde

umher zerstreut, und versammeln uns nur hier, um über das Elend unsers Volkes zu trauren. Verlassen Sie uns. Wir können nur ein Bild des Jammers für Sie seyn.“ — Ich konnte auch nicht ein Wort antworten, drückte ihm die Hand und gieng fort.

Schon längst hat man die Bemerkung gemacht, daß alle Unglückliche ein enges Band vereinigt. Und deswegen halten auch die Juden, die von dem Schicksale verfolgt und von ihren Nebenmenschen gedrückt werden, ungleich fester zusammen, als wir andern florirenden Christen. Ich will sagen, daß man unter ihnen viel mehr Gemeingeist antrifft als unter andern Völkern. Heute morgen kam z. B. ein Jude in einem zerrissenen Kleide mit verschiedenen Kleinigkeiten auf mein Zimmer. Doktor M. der gerade bey mir war, sagte: „Kaufen Sie ja nichts bey den Juden, das sind alle

zumal Betrüger.“ — Das ist nicht wahr, antwortete der Israelite hitzig, wir sind nicht ehrloser als die Christen; und verließ zornig das Zimmer. — Und gestern gieng ich zu einem andern Juden, um einige Dukaten gegen Laubthaler umzusetzen. Auf seinem Tische lag Mendelssohns Jerusalem aufgeschlagen. „Mendelssohn war ein großer Mann,“ sagte ich, indem ich das Buch in die Hand nahm. „Wahrscheinlich kennen Sie ihn von dieser Seite, fragte er mit heiterm Lächeln, aber wissen Sie auch, daß er zu meinem Volke gehörte, und daß er eben so gut einen Bart trug, wie ich?“ — Ich weiß das, antwortete ich. Darauf fieng mein Jude an Mendelssohn mit Wärme und mit Begeisterung zu loben, und beschloß endlich seine Lobrede auf ihn mit der wiederholten Versicherung, daß dieser große Mann, dieser Socrates und Plato unsrer Zeit, ein Jude ge-

wesen sey. Noch ein Beyspiel von ihrem Gemeingeiste ist folgender Vorfall. Auf dem hiesigen Theater wurde unlängst der venetianische Kaufmann von Shakespear aufgeführt. Den folgenden Tag ließen die Frankfurther Juden dem Direktor des Theaters sagen: „wenn dieses Stück, (in welchem die jüdische Nation beschimpft wird,) zum zwey-tenmale aufgeführt würde, so werde in Zukunft kein einziger von ihnen das Schauspielhaus je wieder betreten. Der Direktor, der nicht gern etwas von seiner Einnahme verlieren wollte, antwortete: daß dieses Stück aus der Liste der auf dem Frankfurther Theater aufzuführenden Stücke ausgestrichen werden solle.

Frankfurth, den 1. Aug.

Es giebt zwey Wege von hier nach Straßburg; der eine geht über Darmstadt, Heidelberg und Karlsruhe, und der andre durch die Pfalz. Man lobte mir den einen, wie den andern — ich wählte endlich den letztern. Da ich aber den Hofprediger Stark gern kennen lernen wollte, so miethete ich ein Pferd und ritt nach Darmstadt. Die Gegend um Frankfurth ist auch von dieser Seite sehr schön; aber weiter gegen Darmstadt hin, welches drey Meilen von Frankfurth entfernt ist, sind die Aussichten schon nicht mehr so reizend. Den Weg fand ich an einigen Stellen sehr sandig, und an andern wieder sehr ausgefahren, welches mich noch mehr in meinem Vorsatze bestärkte, über Mannheim zu reisen. Die Dörfer, die ich sah, waren alle sehr gut gebaut, und überall fand ich Wirthshäuser, deren Aushän-

geschilde zum Theil sehr sonderbar sind. Eine Meile vor Darmstadt fängt eine sehr gute Chaussee an, und nun erblickt' ich auch die Stadt, die zwischen waldigen Bergen liegt, und in dieser Lage ein artiges Gemählde darstellt. Ich trat in einem Gasthofe ab, und, nachdem ich den Bedienten mit einem Billet an Stark geschickt hatte, warf ich mich in einen Lehnstuhl, um ein wenig auszuruhen; aber kaum hatt' ich einige Minuten gesessen, so rief man mich zu Tische. In dem Speisezimmer fand ich ungefähr acht wohlgekleidete Menschen, unter denen sich auch ein Franzos befand, dem zu gefallen denn Französisch gesprochen wurde. Ein junger Mann, der aus Straßburg kam, erzählte uns weitläuftig, wie der Pöbel vor einigen Tagen in dieser Stadt gewüthet habe; nur sprach er so schlecht Französisch, daß man ihn nur mit Mühe verstand. Unterdessen brachte mir der Bediente die un-

angenehme Nachricht, daß Stark nicht in Darmstadt, sondern im Bade zu Schwalbach, sey. „Der Herr Hofprediger, sagte mein Nachbar, war sehr krank. Die Berliner hatten ihm zu viel böses Blut gemacht, und nur mit Mühe haben ihn die Aerzte wiederhergestellt.“ — Von ganzem Herzen bedaur' ich Stark. Der gute Ruf gehört unstreitig unter die theuersten Güter des Menschen, und mit welchem Leichtsinn raubt einer dem andern diesen Schatz! O Shakespear, Shakespear! wer kannte das menschliche Herz wie du? — Wer hat, so stark, wie du, den ganzen Unsinn der Verläumdung ausgedrückt? —

Good name in man and woman, dear my

Lord,

Is the immediate jewel of their souls.

Who ſteals my purſe, ſteals trash; 'tis ſome-
thing, nothing;
It was mine, 'tis his, and has been ſlave to
thouſands;
But he, that filches from me my good name,
Robs me of that, which not enriches him,
And makes me poor indeed. *)

Die goldnen Sprüche des Pythagoras erſchei-
nen kupfern gegen dieſe Zeilen, die ein jeder

*) Ein guter Name iſt für jedermann das größ-
te Kleinod. Wer mir Geld ſtiehlt, ſtiehlt nur
eine Kleinigkeit. Es war mein, jetzt gehört
es ihm, und hat ſchon Tauſenden gedient.
Wer mir aber meinen guten Namen raubt,
der bereichert ſich ſelbſt nicht, und macht doch
mich zum ärmſten Menſchen unter der
Sonne.

Mensch; er sey Christ oder Türke, Jude oder Heyde, mit unauslöschlichen Buchstaben in sein Herz schreiben sollte.

Ich besuchte nach Tische das Exercierhaus, in welchem ein ganzes Regiment auf einmal exerciren kann, und wo eine grose Menge Waffen aller Art aufbewahret werden. Auch war ich in dem grosen Hofgarten, und durchwandelte die Stadt, in welcher man nicht mehr als 500 Häuser zählt. Darauf warf ich mich auf mein Roß und trabte zurück nach Frankfurth.

In dem Theater bin ich zweymal während meines Aufenthalts in Frankfurth gewesen; aber beydemal gab man, zu meinem grosen Verdrusse, erbärmliche französisch deutsche Lustspiele. Meine Aufmerksamkeit war also mehr auf die Zuschauer gerichtet, als

auf die Schauspieler, und ich bemerkte, daß man sich in Frankfurth sehr geschmackvoll kleidet, und daß man das Schauspiel besucht, nicht um Lerm zu machen, sondern um zu hören und zu sehen — oder zu gähnen.

Maynz, den 2. August.

Hier bin ich heute um 6 Uhr des Abends mit der Diligence angekommen, auf welcher ich auch bis Straßburg zu fahren gedenke. Was für ein guter Weg von Frankfurth bis Maynz! Was für reizende Ansichten! Was für herrliche Gegenden! Als wir uns Maynz näherten, erblickte ich auf der linken Seite den majestätischen Rhein und den stillen Mayn, die fast neben einander fließen, und rechter Hand dehnt sich eine Kette Weinberge aus, die das Auge nicht zu umfassen vermag. Wie freudig schlug

mir das Herz! „Rhein, Rhein! endlich erblick' ich dich — rief ich begeistert aus — endlich kann ich dich preisen in deinem stolzen Laufe, du König der deutschen Flüsse!“ —

Maynz liegt auf dem westlichen Ufer des Rheins, wo sich der Mayn in denselben ergießt. Die Straßen sind enge; schöne Häuser findet man nur wenig, aber Kirchen, Klöster und Mönche in Menge. „Ist's Ihnen nicht gefällig, die Eingeweide des heiligen Bonifacius zu sehen, die in der Johanniskirche aufbewahrt werden?“ fragte mich der Lohnlaquay mit einer wichtigen Miene. „Nein, mein Freund, antwortete ich; der heilige Bonifacius kann ein guter Mann und ein eifriger Heydenbekehrer gewesen seyn; aber seine Eingeweide haben auch nicht den geringsten Reiz für mich. Führe mich lieber aus der Stadt in's Freye.“ — Wir giengen. Ich setzte mich

an's Ufer des Rheins und beschaute in seinen Wellen das Bild der untergehenden Sonne und seiner grünen Ufer.

Des Abends speiste ich an der Wirthstafel mit verschiednen Reisenden. Alle tränken Rheinwein, wie Wasser. Ich sagte dem Wirthe, er solle mir eine Flasche Hochheimer bringen, und zwar von dem ältesten, den er im Keller habe. — „Sie werden mir danken für diesen Nektar," sagte der dienstfertige Wirth, indem er die Flasche vor mich hinstellte; „ich habe ihn von meinem Vater geerbt, der schon seit dreyßig Jahren todt ist." — In der That war es ein treflicher Wein, gleich angenehm für Geschmack und Geruch. Ich freute mich wie ein Kind darüber, daß ich jetzt Rheinwein an den Ufern des Rheins selbst tränke! Ich goß ein, ergötzte mich an den Perlen und der Klarheit des Weins, traktirte die neben mir

Sitzenden, — und war froh wie ein König. Bald war die Bouteille geleert, und der Wirth versicherte mich, „daß er noch herrlichen Kostheimer habe, der gleichfalls von seinem Vater herstamme, der schon seit dreyßig Jahren todt sey.“ — Ich glaub' es, erwiederte ich, ich glaub' es, daß er dem Andenken des seligen Herrn Ehre macht; aber für jetzt ist es genug!

Mannheim, den 3. Aug.

Heute ganz früh verließen wir Maynz. Wir fuhren längs dem linken Ufer des Rheins über Oppenheim und Worms und kamen um 7 Uhr des Abends in Mannheim an. Diesen Theil des obern Deutschlands kann man mit Recht ein irdisches Paradies nennen. Der Weg ist glatt, wie ein Tisch — überall herrliche Dör-

ser, reiche Weinberge und Bäume, die von Früchten strotzen. Aepfel, Birnen und Wallnüsse wachsen am Wege — ein Schauspiel, das den Bewohner des Nordens — der nur traurige Fichten und umzäunte Gärten zu sehen gewohnt ist, wo Argusse, mit Knitteln bewaffnet, Wache halten — in Begeistrung setzen muß. Und in diesen reichen Ebnen strömt der ehrwürdige, weinbekränzte Rhein, der auf seinem wogenden Rücken die das menschliche Herz erfreuenden Produkte seiner gesegneten Ufer in ferne Länder trägt, welche nicht so reichlich von der Natur begabt sind.

Doch wo sind die vom Weibe Gebornen wohl ganz vom Elend frey? Wo bezieht sich der Himmel nicht dann und wann mit trüben Wolken? Wo erschallt nicht manchmal der Donner des Himmels in die Ohren der Sterblichen? Wo werden nicht Thränen des Kum-

mers vergossen? — Auch hier fließen sie, und ich habe sie gesehen; ich habe die Seufzer des armen Landmanns gehört. — Der Rhein und der Neckar waren von den vielen Regengüssen sehr angeschwollen, und ihre verheerenden Wellen strömten über Gärten, Felder und Dörfer. Hier schwamm ein Stück eines zertrümmerten Hauses, in welchem sonst Zufriedenheit und Ruhe wohnten. Dort riß die stürmische Woge den Vorrath des sorgenden — ach! vergeblich sorgenden — Landmanns mit sich fort. Dort wurde ein armes blöckendes Schaf von den Wellen getragen! — Wir mußten an einigen Stellen durch's Wasser fahren, das manchmal bis in den Wagen drang. Doch verursachte diese Ueberschwemmung eine prächtige Ansicht, die sich unsern Augen darstellte, als der Wagen in eine lange Allee einkehrte, die etwa drey Werste von Mannheim anfängt. Diese ganze Allee war auf beyden Seiten mit Wasser

umgeben, und schien, da das Wasser hier still war, eine ungeheure Brücke zu seyn.

In Oppenheim, einem pfälzischen Städtchen, nahmen wir das Frühstück, und tranken da von dem berühmten Nierensteiner, der mir aber nicht so gut schmeckte, als der Hochheimer. — Oppenheim gegenüber auf der andern Seite des Rheins, steht eine hohe Pyramide, auf deren Spitze ein Löwe ein Schwerd in der Klaue hält. Dieses Denkmahl errichtete im Jahre 1631 der König von Schweden, Gustav Adolph, als er nach der Niederlage der Spanier, und der Einnahme Oppenheims, über den Rhein gieng.

In Worms ist das alte Rathhaus merkwürdig, auf welchem Luther vom Kayser Karl V. und von den Fürsten des Reichs, auf dem Reichstage von 1521, gerichtet wurde. Von

dieser Zeit an zeigt man hier eine Bank, auf welcher ein Glas mit Gift zersprang, das für Luther bestimmt war. Mehrere Reisende pflegen einen Splitter von dieser Bank abzuschneiden, und schon ist das Bret fast ganz zerschnitten!!

Mannheim ist eine schöne Stadt. Die Straßen sind vollkommen regelmäßig angelegt, und durchschneiden einander in rechten Winkeln, welches — wenigstens auf den ersten Anblick — sehr angenehm für das Auge ist. Das Rheinthor, das Neckarthor und das Heidelberger, sind mit schönen Basreliefs geziert. Auch findet man verschiedne freye Plätze in der Stadt, die mit prächtigen Häusern umgeben sind. Der Pallast des Churfürsten steht am Zusammenflusse des Rheins und des Neckars. Hätt' ich mich nicht so sehr nach der Schweiz gesehnt, so würd' ich hier gewiß eini-

ge Wochen geblieben seyn. So sehr hat mir Mannheim gefallen.

Mannheim, den 4. Aug.

Ich habe die Statüensammlung in der Bildhaueracademie besehen, in welcher sich sehr gute Kopieen der berühmten Belvederischen Antiken befinden. Man muß die Kunst der Alten bewundern, die so viel Geist in Marmor zu hauchen verstanden! und welchen Geist! — M. erzählte uns oft, wie Ihr Euch erinnern werdet, mit Entzücken von dem Laokoon. Ich habe, bey dieser Gelegenheit, diese Gruppe gesehen, die unter die herrlichsten Denkmähler der griechischen Kunst gehört, und nach der Meynung einiger Gelehrten, ein Werk des Phidias ist. Auch will man behaupten, daß sie dem Virgil den Stoff zu seiner vortreflichen

Beschreibung des fürchterlichen Todes Laokoons gegeben habe. Ich las diese Stelle der unsterblichen Aeneide einigemal, während ich dieses Kunstwerk betrachtete. Mit welchem Leben ist der physische Schmerz auf dem Gesichte des leidenden Greises ausgedrückt, und wie stark mahlt sich doch dabey der Kummer des unglücklichen Vaters, der das traurige Ende seiner Kinder mit ansieht und ihnen nicht helfen kann. Phidias war mehr als Mahler — Phidias war Dichter!

Straßburg, den 6. Aug.

Der Weg von Mannheim nach Straßburg führt durch eine weite blühende Ebne, wo die wohlthätige Natur den ganzen Reichthum ihrer Fruchtbarkeit über Gärten und Fluren ausschüttet, und den schäumenden Becher des Ent-

zückens und der süßesten Freude den Sterblichen in vollem Maße reicht.

Wie angenehm und erfreulich ist es, meine Freunde, aus einem Lande in's andre zu reisen, neue Gegenstände zu sehen, durch welche unser Geist so zu sagen ein neues Leben bekommt, und die unschätzbare Freyheit des Menschen zu fühlen, die ihn in der That des Namens: Herr der Schöpfung, würdig macht. Alle andre lebendige Geschöpfe sind an gewisse Climate gefesselt, und können die von der Natur bestimmten Schranken nicht überschreiten, sondern sterben da, wo sie gebohren wurden. Nicht so der Mensch. Durch die Kraft seines mächtigen Willens schreitet er aus einem Clima in's andre, sucht und findet überall Genüsse, ist überall der Natur ein willkommener Gast, die ihm allenthalben neue Quellen des Vergnügens öffnet, freut sich

überall seines Daseyns und segnet seine Menschheit.

Und wie weise ist nicht das allgemeine Band, vermittelst dessen ich in jedem Lande alle mögliche Bequemlichkeiten des Lebens finde, als wären sie mit Fleiß für mich im voraus bereitet, das die Bewohner aller Länder dazu bringt, mir die Früchte ihrer Arbeit und Industrie darzubieten, und mich gleichsam einzuladen, an ihren Vergnügungen und Freuden Theil zu nehmen!

Mit einem Worte, meine Freunde, das Reisen nährt Geist und Herz. Der Hypochondrist reise, um seine Hypochondrie zu vergessen! Der Misanthrop reise, um die Menschen liebzugewinnen! Es reise alles, was — reisen kann!

An der französischen Grenze hielt der Postillion. Vous êtes deja en France, Messieurs,

rief ein lumpig gekleideter Kerl, der an den Wagen trat, et je vous en felicite. Es war der Visitator, der durch seinen Glückwunsch einige Sous zu verdienen suchte.

Der ganze Elsaß ist unruhig. Ganze Dörfer bewaffnen sich, und die Bauern stecken die Nationalcocarde an. Die Postmeister, die Postillione, die Weiber — alles spricht von der Revolution. In Straßburg fängt ein neuer Lermen an. Die ganze Garnison hat das Joch der Subordination abgeworfen. Die Soldaten hören nicht mehr auf ihre Officiere; sie trinken in den Weinhäusern, ohne zu bezahlen, durchschwärmen lermend die Straßen, schimpfen auf ihre Befehlshaber ꝛc. Vor meinen Augen hielt ein Trupp betrunkener Soldaten den Wagen eines Prälaten an, und zwang ihn aus einem Kruge mit seinem Kutscher auf's Wohlseyn der Nation zu trinken. Der Prä-

lat erblaßte vor Schrecken, und ſtammelte mit zitternder Stimme: mes amis! mes amis! — „Oui, nous ſommes vos amis!“ ſchrieen die Soldaten, „trink auch nun mit uns.“ — Faſt unaufhörlich dauert dieſer Lermen auf den Straßen fort; aber die Einwohner thun, als hörten ſie ihn nicht, und verrichten ruhig ihre Geſchäfte. Die Officiere ſitzen am Fenſter und lachen, indem ſie dem Tumulte zuſehen. — Ich war heute im Theater, wo ich nichts als Luſtigkeit an den Zuſchauern bemerkte. Die jungen Officiere liefen von Loge zu Loge, applaudirten recht aus Herzensgrunde und bemüheten ſich den Lerm, welchen die betrunknen Unruhſtifter vor dem Schauſpielhauſe machten, durch ihr Klatſchen zu übertäuben. Der Lerm war ſo arg, daß die Schauſpieler einigemal in Verwirrung geriethen.

Auch ſtreifen in der Nachbarſchaft Straßburgs Räuberhaufen umher, welche die Klö-

ker plündern; und man erzählt, daß ein Mensch auf den Dörfern umhergezogen sey, der sich für den Grafen d'Artois ausgegeben und die Bauern aufgewiegelt habe, indem er ihnen die Versicherung gab, daß der König dem Volke bis zum funfzehnten August völlige Freyheit ertheilt habe, zu thun, was es wolle. Dieses Gerücht veranlaßte die hiesige Regierung bekannt zu machen: daß nur eine höllische Bosheit, die auf eine noch nie erhörte Art bestraft zu werden verdiene, so etwas habe ausspreugen können.

Das hiesige Münster ist unleugbar das majestätischste gothische Gebäude, so wie der Thurm desselben der höchste in Europa ist. Wenn man in das Innere dieses weitläuftigen Tempels tritt, so ist es unmöglich, sich eines

ehrfurchtsvollen Schauders zu erwehren. Nur darf man, wenn dieß heilige Gefühl nicht verschwinden soll, die Basreliefs der Gesimse und Säulen nicht betrachten, die größtentheils höchst sonderbare und lächerliche Allegorieen darstellen. So sieht man z. B. Esel, Affen und andre Thiere im Mönchsgewande, wovon einige ganz gravitätisch in Prozessionen einhergehen, andre aber springen und caprioliren. Eins dieser Basreliefs zeigt einen Mönch und eine Nonne in der unanständigsten Lage. — Die reichen Meßgewänder und die Zierrathen der Altäre zeigt man als Seltenheiten. Stellt Euch vor, daß ein einziges silbernes Crucifix, das Ludwig XIV. in diese Kirche geschenkt hat, 600,000 Thaler kostet. Auf einer Windeltreppe von 725 Stufen ersteigt man die Plateforme des Thurms, von wo es sich nicht ohne eine gewisse Furcht in die Tiefe hinab blicken läßt. Die Leute in den Straßen gleichen wimmeln-

den Insecten, und die ganze Stadt scheint in einer Minute mit der Elle ausgemessen werden zu können. Die Dörfer umher sind kaum bemerkbar, und in einer Entfernung von mehr als zehn Meilen dämmern die blauen Berge. Bey recht heiterm Wetter soll man sogar die Schneegipfel der Alpen sehen können, doch gelang mir dieß nicht, so sehr ich auch mein Gesicht anstrengte. Die Uhr dieses Thurms hielt man sonst wegen ihrer verschiednen Veränderungen für ein Wunder der Mechanik; doch wahrscheinlich sind unsre heutigen stolzen Künstler andrer Meynung. Unter den Glocken, deren größte 204 Zentner wiegt, zeigte man mir auch die sogenannte silberne, die 48 Zentner schwer ist, und nur am Johannistage geläutet wird. Auch wird hier ein großes Jägerhorn aufbewahrt, von welchem man folgende Geschichte erzählt: Vor ungefähr 400 Jahren wollten die hiesigen Juden, während einer Belagerung, die Stadt-

thore den Feinden öffnen, und sie waren mit ihnen übereingekommen, durch dieses Horn das Signal zu geben. Aber diese Verräthe-rey wurde entdeckt; mehrere Juden wurden ver-brannt, viele geplündert, und andre aus der Stadt verjagt. Zum Andenken dieser glücklich entdeckten Verrätherey wird jede Nacht zwey-mal auf diesem Horne geblasen. — An den Wänden des Thurms pflegen die Reisenden ihre Namen, oder allerhand Verse und Einfäl-le, aufzuzeichnen. Auch eine russische In-schrift fand ich hier.

In der lutherischen Kirche zum heiligen Thomas befindet sich das marmorne Grab-mahl des Marschalls von Sachsen. Ein herr-liches Werk des Pigalischen Meisels! Es stellt den Marschall vor, wie er mit seinem Marschallsstabe auf einigen Stufen zur Gruft hinabsteigt, und verachtend auf den Tod blickt, der das Grab öffnet. Auf der rechten Seite

stellen zwey Löwen und ein Adler, deren Bilder Furcht und Schrecken ausdrücken, die alliirten Armeen vor, welche der Graf in Flandern besiegte.

Auf der linken Seite steht Frankreich in Gestalt eines schönen Frauenzimmers, das mit allen Zeichen des tiefsten Grams die eine Hand ausstreckt ihn aufzuhalten, und mit der andern den Tod zu entfernen sucht. Der traurende Genius des Lebens löscht seine Fackel am Boden; und auf dieser Seite wehen die triumphirenden Fahnen Frankreichs. Der Künstler buhlte um Bewundrung, und nach dem Urtheile der Kenner hat er sein Ziel erreicht. Ich, der ich kein Kenner bin, blickte bald auf die eine, bald auf die andre Figur, und mein Herz blieb kalt, wie der Marmor, aus welchem sie gemacht sind. Der Tod als ein mit einem Mantel bekleidetes Skelett widerstand

mir; so bildeten ihn nicht die Alten — wehe den neuen Künstlern, die uns mit solchen Bildern erschrecken! — Auch hätt' ich dem Helden eine andre Miene gewünscht — eine Miene, die mehr Aufmerksamkeit auf die Trauer Frankreichs, als Beschäftigung mit dem häßlichen Skelett verrathen hätte. Mit einem Worte, Vigal ist nach meiner Empfindung ein geschickter Künstler, aber ein schlechter Dichter. Unter diesem Monumente steht in einem dunkeln Gewölbe der Sarg, welcher den einbalsamirten Leichnam des Marschalls enthält. Das Herz ist in einem Kelche befindlich, der auf dem Grabe steht, und die Eingeweide sind in die Erde vergraben. Denn Ludwig XV. hat, aus Empfindsamkeit, oder aus andern Ursachen, nicht zugeben wollen, daß der letzte Wunsch des sterbenden Marschalls erfüllt würde, der darinne bestand, daß man seinen Körper verbrennen möchte. Qu'il ne reste rien de

moi dans le monde, ſagte er, que ma memoire parmi mes amis!

Die hieſige Univerſität iſt faſt eben ſo berühmt, als die zu Leipzig oder zu Göttingen. Mehrere Deutſche und Engländer beſuchen ſie. Nur ſind wenige der Straßburger Profeſſoren als Schriftſteller in der gelehrten Welt bekannt, und man könnte ſie in Vergleich mit andern faul nennen. Vielleicht ſind ſie reicher; denn in Deutſchland macht die Armuth viele Schriftſteller.

Straßburg iſt ſehr bevölkert; nur ſind die Straßen ſehr enge, und die Bauart der Häuſer iſt ſchlecht.

Der Kopfputz der hieſigen Frauenzimmer iſt ſehr ſonderbar. Die ſtark verwirrten und

pomadirten Haare werden auf der Mitte des Kopfes zusammen gebunden, und oben darauf ist ein kleiner Kranz befestigt. Nichts kann ungestalteter seyn, als dieser Kopfputz.

Die hiesige deutsche Mundart ist sehr verdorben; auch wird in den bessern Gesellschaften immer Französisch gesprochen.

Ich hoffte hier einen Brief von A. vorzufinden, aber vergebens! — Und wenn werd' ich von Euch einen Brief erhalten, meine Lieben? Lebt Ihr noch? Seyd Ihr gesund? Was macht Ihr? — Ich frage umsonst; kein mitleidiger Genius flüstert mir eine Antwort zu. Das Reisen ist wohl schön; aber die Trennung von Freunden ist bitter. — Lebt wohl, meine Freunde, bis Basel!

Basel.

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren,“ sagte ein Officier in Straßburg zu uns, als wir im Begriff waren, die Diligence zu besteigen, „der Weg ist nicht ganz sicher. Es giebt viele Räuber im Elsaß.“ — Wir sahen einer den andern an. „Wer keine Schätze mit sich führt, fürchtet sich nicht vor Räubern,“ sagte ein junger Genfer, der mit mir aus Frankfurth gereiset war. „Und ich habe einen Hirschfänger und einen Hund,“ sagte ein neben mir sitzender junger Mensch in einer rothen Weste. „Was sollten wir uns fürchten?“ stimmten wir alle ein, und siehe! — wir kamen glücklich nach Basel.

Das Elsaß ist eine herrliche Provinz. Alle Städte und Dörfer, durch welche mir kamen, fand ich gut gebaut, und auf beyden Seiten

des Weges breiten sich die fruchtbarsten Saatfelder aus. Die Lothringischen Berge, mit ihren Ruinen von alten Burgen und Raubschlössern, geben eine romantische Ansicht und erheitern das ermüdende Einerley der weiten Ebnen. Diese Berge entfernen sich immer weiter und weiter, und verliehren sich endlich ganz in der blauen Ferne. Jenseit des Rheins erhebt sich der dunkle Rücken des Schwarzwaldes und begränzt in unermeßlicher Weite den Horizont, und nahe am Wege erblickt man hie und da Dörfer und kleine Gehölze.

Die Französische Post geht ungleich geschwinder als die Deutsche. Der Postillion — in seiner blauen Weste mit rothem Kragen und in Stiefeln, die für einen wassersüchtigen Giganten gemacht zu seyn scheinen — klatscht unaufhörlich mit der Peitsche und treibt die Pferde zum Trabe an. Aller sechs, neun oder zwölf

Werste werden die Pferde gewechselt, und auf jeder Station bezahlt man das Postgeld voraus — ungefähr zwanzig Kopeken für die Französische Meile. Wir fuhren um sechs Uhr des Morgens aus Straßburg, und um acht Uhr des Abends waren wir nur noch drey Werste von Basel, und wir hatten also in einem Tage 29 Französische Meilen, oder 87 Werste gemacht. Hier mußten wir übernachten, weil um acht Uhr die Stadtthore in Basel geschlossen werden, die niemanden, und aus keinem Grunde, vor Anbruch des Tages wieder geöffnet werden.

Mit dem jungen Manne in der rothen Weste bin ich schon ziemlich vertraut. Er ist der Sohn des Hofapothekers Becker aus Kopenhagen, hat in Deutschland Medicin studiert und sich vorzüglich, unter Klaproth in Berlin, mit der Chemie beschäftigt. Darauf ist er fast ganz Deutschland, in Begleitung

seines Hundes, und einen Hirschfänger an der Seite, zu Fuße durchwandert, indem er seinen Koffer immer auf der Post voraus schickte. Jetzt will er die Merkwürdigkeiten der Schweiz besehen, und sich dann nach Frankreich und England begeben. Seinen Hund liebt er mit der zärtlichsten Freundschaft. Unterweges sah er unaufhörlich nach, ob er dem Wagen folge, und da er einige Meilen von Basel bemerkte, daß er müde sey, und anfienge zurück zu bleiben; so wünschte er uns eine glückliche Reise und stieg aus, um ganz langsam mit seinem Freunde nachzukommen. Hier in Basel logirten wir zusammen in einem Gasthofe.

Und so bin ich denn schon in der Schweiz? — im Schooße der mahlerischen Natur — im Lande der Unschuld und der Zufriedenheit? — Es scheint, als hätte die hiesige Luft etwas Belebendes. Ich hole leichter und freyer Athem,

ich trete fester auf, mein Kopf erhebt sich mehr, und mit Stolz denke ich daran, daß ich ein Mensch bin.

Basel ist die größte Stadt in der Schweiz; aber außer zwey ansehnlichen Häusern, die dem Banquier Sarasin gehören, hab' ich hier weiter keine guten Gebäude gesehen, und die Straßen sind außerordentlich schlecht gepflastert. Einwohner hat Basel verhältnißmäßig sehr wenig, und einige Nebengassen sind ganz mit Gras bewachsen. Der Rhein theilt die Stadt in zwey Hälften, und obschon dieser Fluß hier nicht so breit ist, als bey Maynz, so gefällt er mir doch wegen seines raschern Laufes und seiner grünen Farbe ungleich mehr, als dort. Nur ist er ganz leer, kein Fahrzeug, nicht einmal ein Kahn, schwimmt auf seinem Rücken. Ich begreife nicht, warum die Basler den Vortheil der Schiffahrt nicht be-

nutzen, da sie doch einen ziemlich wichtigen Handel mit Deutschland treiben, wohin sie Leinwand, Bänder, seidne Zeuge und andre ihrer Fabricate schicken. In dem hiesigen Münster hab' ich viele alte Denkmähler mit verschiednen Inschriften gesehen, welche fast allzumal die Geistesarmuth der mittlern Jahrhunderte beurkunden. Am merkwürdigsten waren mir die Monumente des Erasmus und der Gemahlin Kayser Rudolph des Ersten. Der Erste wurde zu seiner Zeit für den gelehrtesten und scharfsinnigsten Mann in Europa gehalten, und der berühmte Kanzler Thomas Morus, selbst einer der scharfsinnigsten Männer seines Jahrhunderts, sagte, da ihn Erasmus, ohne sich zu nennen, besuchte, und über Religion und Politik mit bewundernswürdigem Verstande und seltner Beredtsamkeit sprach: Du bist Erasmus, oder — der Teufel! — Eine seiner bekanntesten Schriften ist das Lob

der Narrheit; er spottet darinne über alle Stände, vorzüglich aber über die Mönche, und schont selbst den Papst nicht. Einige Scherze haben in der That Salz; mehrere aber sind pöbelhaft, trocken und gezwungen, und das Buch muß, im Ganzen genommen, immer sehr langweilig für alle seyn, welche die witzigen Werke eines Voltaire und Wieland gelesen haben. — Das Münster steht auf einer mit Bäumen besetzten Anhöhe, von welcher man eine herrliche Aussicht hat.

Auf der Bibliothek zeigt man mehrere seltne Handschriften und Medaillen, deren Werth die Antiquare und Numismatiker schätzen mögen; ich für meine Person lobe mir die hier befindlichen Gemählde des berühmten Hollbein, der aus Basel gebürtig und ein Freund von Erasmus war. Ich habe sie mit

großer Aufmerksamkeit und vielem Vergnügen betrachtet.

Wie treflich ist nicht der Kopf Jesu im Garten zu Gethsemane! Den Verräther Judas würd' ich immer und überall auf den ersten Blick erkennen, wenn er Hollbeins Judas gliche! Sein vom Kreuze genommener Christus hat zwar nicht viel Göttliches, aber als sterbender Mensch ist er außerordentlich wahr und natürlich; wie man sagt, soll ihn Hollbein nach einem ertrunkenen Juden gezeichnet haben. Das Leiden Christi ist auf acht Gemählden vorgestellt. — Auf dem Rathhause ist ein Sal mit Mahlereyen von Hollbein al fresco. Das Urtheil der Kenner von diesem Mahler geht dahin, daß seine Figuren im Ganzen gut, und das Fleisch sehr natürlich, aber sein Pinsel in der Drapperie sehr hart sey. — An der Ringmauer der Peterskirche sieht man hinter

einem Gitter den berühmten Todtentanz, der zum Theil für Hollbeins Arbeit gehalten wird. Der Tod führt Leute aus allen Ständen in die andre Welt, den Papst und das Freudenmädchen, den König und den Bettler, den Bösen und den Guten. So wenig ich Kenner bin, so dreist getraue ich mich doch zu behaupten, daß diese Reihe von Figuren, deren einige so gut und andre so schlecht sind, nicht das Werk eines Pinsels sind. Etwa drey oder vier Gesichter sind voll Geist und Ausdruck, und der linken Hand Hollbeins — (er mahlte alles mit der linken Hand) — nicht unwürdig. Uebrigens haben diese Gemählde schon viel von der Luft und der Feuchtigkeit gelitten.

Unter den übrigen Gemählden Hollbeins, auf deren Besitz Basel stolz ist, befindet sich auch das Bildniß eines jungen Frauenzimmers, die zu ihrer Zeit sehr berühmt war. Der Mah-

ler hat sie als Lais vorgestellt, woraus sich denn leicht errathen läßt, worinne ihr Ruhm bestand; neben ihr steht Kupido, der einen Pfeil in der Hand hält, und sich auf ihre Kniee stützt. Dieses Gemählde war sonst ein Altarblatt, und das Volk verehrte es als das Bildniß unsrer lieben Frauen. Auf dem schwarzen Rahmen desselben standen mit goldnen Buchstaben die Worte: verbum dei manet in aeternum!

Das Kabinet des H. Fäsch ist ein würdiger Gegenstand der Neugierde für kunstliebende Reisende. Man schätzt den Werth desselben auf 150,000 Thaler. Und in der That giebt es wohl wenig Privatleute in Europa, die eine solche Sammlung von Gemählden besitzen, und noch weniger Reiche, die so viel Geschmack haben, als H. Fäsch. So sehr aber auch dieser Liebling des Glücks wegen des Be-

ßtes dieser kostbaren Gemählde zu beneiden ist, so beneide ich ihn doch ungleich mehr wegen der herrlichen Aussicht, die man aus den Fenstern seines Kabinets hat. Man sieht den majestätischen Rhein, den man weit in die Ferne in seinem Laufe zwischen zwey großen Reichen mit den Augen verfolgen kann. Frankreich, die Schweiz und Deutschland vereinigen sich hier unter dem blauen Gewölbe des Himmels zu einem interessant contrastirenden Gemählde, und ich hätte den ganzen Tag in Beschauen und stillem Entzücken an dieser Stelle verweilen mögen. Auf dem Hofe des Fäschischen Hauses steht eine hölzerne ziemlich plump gearbeitete Statüe Rudolph des Ersten. Er ist auf dem Throne sitzend vorgestellt, mit dem Kayserlichen Mantel und den übrigen Zeichen seiner Würde angethan. Er belagerte nehmlich gerade die Stadt Basel, als er zum Kayser erwählt wurde. (Die Basler öffneten ihm so-

gleich die Thore, und er bewohnte das Haus, das jetzt H. Fäsch gehört.

Heute bey Tische war ich Zeuge eines rührenden Auftritts. Ganz unten am Ende der Tafel saß ein alter Ludwigsritter und eine ältliche Dame. Auf ihren Gesichtern lag tiefer Kummer und die Bläße der Kränklichkeit. Sie nahmen keinen Antheil an der allgemeinen Unterhaltung, sondern blickten sich nur dann und wann an, und trockneten ihre rothgeweinten Augen mit dem Schnupftuche. Wir alle betrachteten sie mit achtungsvollem Mitleiden, und mit Blicken einer kaum verheelten Neugierde. Der junge Genfer, der neben mir saß, flüsterte mir leise zu: Das ist ein vornehmer Französischer Edelmann mit seiner Frau, den die jetzigen Umstände genöthigt haben sein Vaterland zu verlassen. Als man das Dessert auftrug, trat ein junger Mann mit einer jun-

gen Dame — beyde in Reisekleidern — in den Sal: mon pere! ma mere! mon fils! ma fille! — unter diesem Ausrufe stürzten sich der Ludwigsritter und seine Gemahlin in die Umarmungen der jungen Leute. Im Sale herrschte tiefe Stille. Alles schien versteinert. Der Eine hielt ein Stück Biscuit in der Hand, das er eben zum Munde führen wollte, ein Andrer hielt unbeweglich ein Weinglas, aus welchem er im Begriff war zu trinken; die eben Sprechenden verstummten, und vergaßen den Mund zuzumachen, als ihre Blicke auf die Gruppe in der Mitte des Zimmers gezogen wurden. Du bist vorüber, Minute des Schweigens und der Stille; aber du hast tiefe Züge in meinem Herzen zurückgelassen, die mir immer ein theurer Beweis für die Empfindsamkeit des menschlichen Herzens seyn werden — denn starrten wir nicht versteinert auf Vater und Sohn, Mutter und Tochter hin, die sich voll unaussprech-

lichen Entzückens umarmten? — Endlich trocknete der Ludwigsritter seine Thränen, und wandte sich zu uns: „Verzeihen Sie, meine Herren," sagte er mit zitternder Stimme, „verzeihen Sie zärtlichen Eltern den Ausbruch ihrer Freude. Wir zitterten bisher für das Leben unsrer Kinder, und erblicken sie nun auf einmal gesund und wohlbehalten in unsern Armen. Wir haben Vaterland und Vermögen verlohren; aber wir werden nun allen Kummer vergessen, da unsre Kinder leben." — Sie verließen Hand in Hand das Zimmer. Wir standen alle auf und folgten ihnen. Im Vorhause fanden wir ihren Bedienten, der sogleich umringt, und um die Erklärung der Scene im Sale befragt wurde. „Ich kann Ihnen nur so viel sagen," versetzte er, „daß die rebellischen Bauern meinen Herrn zu ermorden drohten, und daß er genöthigt war, sein Heil in der Flucht zu suchen, wäh-

lend sein Schloß in Rauch und Flammen aufgieng, ohne zu wissen, was aus seinen Kindern geworden sey, die bey seinem Bruder zu Gaste waren, und die nun jetzt auf seinen Brief glücklich hier angekommen sind.“ —

Wenn Ihr hier in Basel um Mittag fragt, welche Zeit es ist; so antwortet man Euch: anderwärts ist es zwölf Uhr, nach der Basler Uhr aber ist es eins. Die hiesigen Uhren gehen nehmlich immer eine Stunde vor allen andern Uhren voraus. Umsonst werdet Ihr die wahre Ursache dieser Sonderbarkeit zu erforschen suchen. Niemand weiß sie; doch erzählt eine alte Sage, daß eine vereitelte Verschwörung die Veranlassung dazu gegeben habe. Einige übeldenkende Männer aus Basel hatten sich nehmlich unter einander verschworen, um zwölf Uhr in der Nacht alle Magistratspersonen zu ermorden. Ein Bürgermei-

ster erfuhr dieß, und gab den Befehl, daß auf dem Thurme der Hauptkirche, anstatt zwölfe, eins geschlagen werden solle. Dadurch wurden die Verschwornen getäuscht, sie glaubten, daß die bestimmte Stunde schon vorüber sey, und kehrten ruhig nach Hause. Zum Andenken an diesen glücklichen Bürgermeistereinfall stellten nun die Basler ihre Uhren eine Stunde voraus. Nach einer andern Sage hat diese Gewohnheit ihren Anfang bey Gelegenheit des Basler Conciliums genommen, und zwar deswegen, um die faulen Cardinäle und Bischöfe früher aus dem Bette zu bringen, und zur rechten Zeit in den Versammlungssal zu fördern. Wie dem auch sey, die Basler sind nun einmal gewöhnt, sich über die Tageszeit zu täuschen, und der Pöbel schätzt diesen Selbstbetrug für ein kostbares Recht seiner Freyheit.

An allen Einwohnern Basels bemerkt man ein gewisses wichtiges Ansehen, das an finstern Ernst gränzt, und mir gar nicht gefällt. Ueberhaupt haben sie in der Miene, im Gange und in Gebehrden viel Charakteristisches. In Privathäusern, so wie in den Gasthöfen herrscht eine besondre Reinlichkeit, welche überhaupt alle Reisende als eine eigenthümliche Tugend der Schweizer preisen. — Nur die Frauenzimmer sind hier sehr häßlich; wenigstens hab' ich nicht eine einzige gesehen, die mit Recht schön, oder nur hübsch, hätte genannt werden können.

Sieben Werste von Basel ist die sogenannte Einsiedeley — ein weitläuftiger Garten am Abhange eines Berges, der einem hiesigen Reichen gehört. Ich besuchte diesen Garten mit zwey jungen Berlinern, die sich hier aufhalten. Die Kunst scheint gar keinen An-

theil an der Anlage dieses Gartens gehabt zu haben. Die Fußsteige sind enge, und auf die steile Spitze des Berges steigt man auf steinernen Stufen. Hier und da erblickt man grünes Gebüsch, tiefe Höhlen und zerstreute Hütten. In der Tiefe einer wilden Grotte, wo das reine vom Felsen herabstürzende Wasser sich selbst ein kleines Bassin ausgehöhlt hat, steht ein Denkmahl Geßners, das ihm die trauernde Freundschaft errichtete. Zu spät, zu spät bin ich in die Schweiz gekommen; die Stimme des lieblichen Sängers ist verhallt, und die feuchte Erde hat die morsche Hülle seines Geistes verschlungen, der in die Wohnungen der Guten hinüber gegangen ist. — In dieser stillen Grotte, dem Heiligthume der sanften Melancholie, empfindet die Seele tiefen Kummer, der sich endlich in einen süßen Schlummer aller Leidenschaften und Gefühle auflöst. Ich würde hier die Nacht haben abbilden las-

sen, wie sie, nach der Beschreibung des Pausanias, den Schlaf und den Tod in ihren Armen hält. — Darauf traten wir in den unterirdischen Tempel der Proserpina, wo! wir das durch den schwachen Schein einer still brennenden Lampe erleuchtete Bildniß dieser Göttin erblickten. Die außerordentliche Kälte und Feuchtigkeit dieses Orts nöthigte uns aber, ihn sogleich wieder zu verlassen. — Wir aßen zu Mittage in dem Flecken Arlesheim, der dem Bischof von Basel gehört, und gegen Abend kehrten wir nach der Stadt zurück.

Zwey oder drey Werste von Basel, wo jetzt das Jacobshospital steht, fiel einst zwischen den Franzosen und Schweizern eine blutige Schlacht vor, in welcher die letztern fast alle auf dem Platze blieben. Hieher wallfahrten die Basler alle Jahre im May, um die Hel-

denthaten ihrer Vorfahren zu besingen, und eine Art rothen Wein zu trinken, den man Schweizerblut nennt.

Auch trieb mich die Neugierde in das Haus, welches Theophrastus Paracelsus bewohnte, — dieser sonderbare Mann, dem die Arzneykunst, nach dem Geständnisse der Gelehrten, viele mineralische Arzneyen verdankt, die noch bis jetzt mit Nutzen gebraucht werden, der aber durch seine ungeheuren Rodomontaden in ganz Europa als Charlatan bekannt wurde.

Stellt Euch vor, daß mein neuer Bekannter B., in dessen Gesellschaft ich die Schweitz durchreisen werde, krank, todtkrank — vor Liebe ist. In unserm Gasthofe wohnt auch ein junges Frauenzimmer aus Yverdon. Heute speiste sie mit uns zu Abend an der Wirthsta-

fel. Sie saß neben B. und fieng einigemal an mit ihm zu sprechen. Das zärtliche Herz des Dänen fieng Feuer an ihren brennenden Blicken. Er glühte über und über, vergaß Essen und Trinken, und war nur damit beschäftigt, seine Dame gehörig zu bedienen. Gegen das Ende der Tafel überreichte er ihr sein Taschenbuch mit der Bitte, irgend etwas zur Erinnerung für ihn hineinzuschreiben. Sie nahm es, blickte ihn zärtlich an und schrieb folgendes auf Französisch: „Ein Herz, wie das Ihrige, hat keine Erinnerungen nöthig; indem es seinen Neigungen folgt, folgt es den Vorschriften der Tugend.“ — Sie gab es ihm lächelnd zurück. „Madame,“ stammelte der entzückte B., „Madame.“ — Man stand von Tische auf; das Frauenzimmer machte ihm eine Verbeugung, und verließ am Arme ihres Bruders das Zimmer. B. stand da, sah ihr nach, und sagte endlich zu mir, da ich zu ihm

trat, „ich zweifle, daß ich morgen werde mitreisen können, denn — ich fühle mich sehr krank.“

Basel, den 9. August.

Die Schöne aus Yverdon ist diesen Morgen abgereist, und der Däne B. fühlt sich wieder hergestellt. Wir haben diesen Morgen einen Fuhrmann gemiethet, der uns für zwey Louis-d'or in einem altmodischen zweysitzigen Wagen, vor welchem zwey feiste Pferde gespannt sind, nach Zürch bringen wird; denn in der Schweiz giebt es keine Posten. „Nun, meine Herren, ruft schon der ansehnliche Schweizer-Fuhrmann, setzen Sie sich auf; ihre Felleisen sind aufgebunden, und alles ist fertig.“ — Also lebt wohl, meine Freunde!

Im Wagen, unterweges.

Schon genieß' ich der Schweiz, lieben Freunde. Jedes Lüftchen, scheint es, regt in meinem Herzen das Gefühl der Freude auf. Was für Gegenden! Welche Ansichten! — Zwey Werste von Basel sprang ich aus dem Wagen, warf mich auf das blühende Ufer des Rheins, und küßte in meiner Begeisterung die Erde. *) „Glückliche Schweizer!" rief ich aus, „täglich und stündlich müßt Ihr dem Himmel für Euer Glück danken und bey jedem Pulsschlag Euer Loos segnen, daß Ihr in den Umarmungen der reizenden Natur, unter den wohlthätigen Gesetzen eines brüderlichen Bundes, in Einfalt der Sitten lebt und Niemanden dient, als

---

*) Ich war damals nicht älter als vier und zwanzig Jahr!

Gott! Euer ganzes Leben gleicht einem angenehmen Traume, und selbst der Pfeil des Todes muß sich sanft in Eure, von tyrannischen Leidenschaften unbeherrschte, Brust senken.“*) — Ja, meine Freunde, ich glaube, daß die Furcht vor dem Tode eine Folge unsrer Abweichung vom Wege der Natur ist. Ich glaube und bin davon überzeugt, daß diese Furcht kein angebornes Gefühl unsers Herzens ist.

---

*) Der Leser erinnert sich vielleicht hiebey an die Pfeile des Apollo, welche die Sterblichen sanft tödteten. Die Griechen haben uns in ihren Mythen so viele Denkmähler ihrer zarten Empfindung hinterlassen. Was kann feiner seyn, als die Dichtung, die unsre Auflösung als ein Werk des ewigjugendlichen Apollo darstellt, unter welchem sich die Alten die vollkommenste Schönheit und Harmonie dachten.

Und wenn ich in diesem Augenblicke sterben müßte, so würd' ich mit Thränen der Liebe in den allesumfassenden Schooß der Natur sinken, mit der vollen Ueberzeugung, daß sie mich zu einer neuen Glückseligkeit führt, und daß die Veränderung meines Daseyns eine Erhöhung der Schönheit ist, eine Verwandlung des Guten in etwas Beßres.

Immer, meine Freunde, wenn mein Geist an die ursprüngliche Einfalt der menschlichen Natur denkt, oder wenn sich mein Herz dem Eindrucke der Naturschönheiten öffnet, empfind' ich dasselbe, und der Tod hat nichts Schreckliches für mich. Die ewige Liebe müßte nicht die ewige Liebe seyn, wenn sie nicht von irgend einer Seite alles Nothwendige versüßt hätte; und von dieser genießbaren Seite müssen wir es kosten. Verzeihe mir, weise Vorsehung, wenn ich irgend einmal,

gleich einem eigensinnigen Kinde, Thränen des Verdrusses weinte, und auf das Loos der Menschheit schimpfte. Jetzt preis' ich, im Gefühle deiner Güte, die unsichtbare Hand, die mich leitete.

Wir fahren längs dem Rhein, der mit fürchterlichem Brausen zwischen den stillen Wiesen und Weingärten dahinstürzt. Hier spielen muntre Knaben und Mädchen; sie reißen Blumen aus, und werfen sich damit; dort macht ein zufriedner Landmann die Stäbe zurechte, an welchen sich die biegsamen Weinranken empor winden sollen, während er ein lustiges Liedchen pfeift. Er blickt auf die vorüberfahrenden Reisenden und wünscht ihnen mit freundlichem Kopfnicken einen guten Tag. — Vor uns sind hohe Berge, aber die Alpen verbirgt noch der blaue Horizont. Hinter uns breitet der Jura seinen Rücken aus, und gießt

seine blauen Schatten in die Thäler. — — Nein, ich kann nicht länger schreiben; die Naturschönheiten, die mich umringen, locken meine Augen von dem Papiere.

Rheinfelden, ein österreichisches Städtchen.

Ich bin also jetzt in dem Gebiete unsers Alliirten. — Der Kutscher füttert seine Pferde mit Brod, und ich sitze im Wirthshause am Fenster, und blicke auf den rauschenden Rhein, der seinen Schaum fast bis zu mir heraufsprützt.

Brugg.

Wir aßen heute zu Mittage in einem kleinen schweizerischen Dörfchen, wo zu gleicher

Zeit mit uns eine Französin ankam. Sie war in Trauer und hatte ihren neunjährigen Sohn und ein Eichhörnchen bey sich. Die Trauer, ihr blasses Gesicht und ihr betrübter Blick machten sie mir interessant. Noch stärker aber würkte sie auf meinen weichherzigen B. „Ich hoffe, Madame," sagte er zu ihr mit einem Blicke und mit einer Stimme, die für einen Dänen zärtlich genug waren, „ich hoffe, daß Sie uns erlauben werden, mit Ihnen zusammen zu speisen." — „Wenn es Ihnen nicht zuwider ist," antwortete die Französin mit einer angenehmen Bewegung des Kopfes. — „Herr Wirth, schrie B. mit gebieterischem Tone, Sie werden uns gewiß nicht über die Mahlzeit klagen lassen." — Sie werden's sehen, antwortete der Schweizer etwas ärgerlich, und rückte seine Mütze." — „Die Schweizer sind gute Leute," sagte die Französin lächelnd, indem sie sich an den gedeckten Tisch setzte, „nur

sind sie nicht ganz höflich.“ Man brachte das Essen. B. schnitt vor, gab herum, und bediente die Dame und ihren Sohn auf alle mögliche Weise. Auch konnte er's über das Herz bringen, sie zu fragen, um wen sie traure. — „Um meinen Bruder,“ antwortete sie mit einem Seufzer, „er schrieb mir aus T., daß er krank sey, ich reiste sogleich mit meinem kleinen Pierre zu ihm, und fand ihn — im Sarge.“ — Sie wischte sich eine Thräne aus dem Auge. — „Und wie alt war er?“ fragte B. — und ich rückte verdrüßlich auf meinem Stuhle hin und her. — „Er war fünf Jahre älter, als ich,“ versetzte die Französin, und trocknete eine zweyte Thräne auf. — „Herr B.,“ fieng ich hier an, „Sie betrüben Madame N. mit diesen traurigen Erinnerungen.“ — „Das hab' ich nicht gewollt,“ antwortete er erröthend, „wahrhaftig nicht! verzeihen Sie mir, Madame.“ — „Die Wunde meines Her-

zens," erwiederte sie, „ist noch so frisch, daß sie blutet." — Der kleine Pierre warf den Löffel hin, sah seine Mutter an, stund stand auf, lief zu ihr hin, küßte ihre Hände, und blickte dabey so liebevoll an ihr hinauf, und rief mit einem so zärtlichen Accente: „Weinen Sie nicht, Mutter, weinen Sie doch nicht, liebe Mutter," daß ich nach meinem Tuche greifen mußte. B. sprang wie begeistert vom Stuhle auf, ergriff ihre rechte Hand, mit welcher sie den Kleinen umarmt hielt, und drückte sie an seine Lippen. In diesem Augenblick trat der Wirth in die Stube. „Pah!" sagte er in einem groben Tone, „was bedeutet das? ich dachte, Sie äßen." — Niemand antwortete. Die Französin machte ihre Hand los, auf welcher der Kuß des empfindsamen B. einen rothen Fleck zurückgelassen hatte, und strafte ihn für seine unbescheidne Hitze mit einem strengen Blicke. Ich befahl dem Wirth

Kaffee zu bringen; aber er blieb wie eingewurzelt stehen und gaffte die Französin an, deren blasse Wangen glühten. Sie wies unterdessen den kleinen Peter an seinen Platz. B. setzte sich gleichfalls, und wir machten uns an's Dessert. Madame N. ward endlich wieder ruhig und erzählte uns, daß sie auf der Rückreise zu ihrem Manne sey, der, obwohl von Geburt ein Schweizer, sich doch wegen Handelsgeschäften lange in Frankreich aufgehalten, und während seines Aufenthalts in T. in sie verliebt habe. Nach seiner Verheyrathung mit ihr sey er nach K. gezogen. — „Er ist sehr glücklich, Madame," sagte ich, „eine Gattin, wie Sie, zu haben; aber wahrscheinlich verdient er auch sein Glück, da Sie ihn Ihrer Liebe würdig fanden." — Jetzt meldete uns der Kutscher, daß angespannt sey. Wir bezahlten den Wirth, und nahmen Abschied von der zartfühlenden Französin. Sie erlaubte

uns, ihren kleinen Pierre zu küssen, und dieß gab wieder Veranlassung zu einer empfindsamen Scene. Als nämlich B. den Kleinen umarmte, sprang das muthwillige Eichhörnchen auf seinen Kopf, und faßte ihn mit den Vorderpfoten so freundschaftlich bey der Nase, daß er laut schrie. Der Französin entfuhr ein Schrey des Entsetzens, und der Wirth, der an der Thüre stand, fieng an, aus vollem Halse zu lachen. Man machte endlich das Eichhörnchen los, und der kleine Pierre faßte es bey'm Schwanze und rief: „ach! du böses Eichhörnchen, warum hast du Herrn B. bey der Nase gepackt?“ — Mein höflicher Freund versicherte der besorgten Madame N., daß er blos erschrocken sey, übrigens sey ihm nichts geschehen. — „Ach! mein Herr, ich sehe Blut, ich sehe Blut,“ schrie sie, und wischte ihm mit ihrem weißen Schnupftuche zwey Blutstropfen von der Nase. — „Ach! versetzte der

bis in's Innerste gerührte B., wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken? Die Erinnerung daran wird mir immer theuer seyn, und selbst an Ihr Eichhörnchen werd' ich mit Vergnügen denken." — Sie schenkte ihm eine Rolle englisches Pflaster, mit dem Wunsche, daß die heilende Kraft desselben die Vergehung ihres kleinen Thierchens wieder gut machen möge. Wir nahmen nun nochmals Abschied, sie gab uns ihre Adresse, und wir schrieben ihr unsre Namen auf. Der freundliche Kleine begleitete uns bis an den Wagen, und seine liebenswürdige Mutter sah uns aus dem Fenster nach. Adieu, Madame, adieu! rief B. — Adieu! antwortete sie. — Adieu! schrie der kleine Pierre und nickte mit dem Kopfe. — Unterweges sprachen wir noch lange von der liebenswürdigen Französin, die das Bild der schönen Yverdonerin in der Seele meines Freundes ziemlich in Schatten gestellt hat.

In einem Dorfe bemerkten wir auf der Durchreise einen großen Zusammenlauf. Wir ließen halten, stiegen aus, und drängten uns in den Haufen. Wir sahen einen jungen Menschen, den man eben binden wollte, und der mit Thränen bat, sie möchten ihn los lassen. „Was hat er verbrochen?“ fragten wir. — „Er hat zwey Thaler im Gewürzladen gestohlen,“ antworteten mehrere Stimmen. „Bey uns ist der Diebstahl unerhört. Dieser Herumtreiber ist aus Deutschland zu uns gekommen. Er muß bestraft werden.“ — Aber er weint, sagte ich, laßt ihn los, gutmüthige Schweizer!“ — „Nein, nein, er muß bestraft werden, damit er in Zukunft nicht wieder stiehlt.“ — So straft ihn wenigstens, brave Schweizer, wie ein Vater seine fehlenden Kinder straft, versetzte ich seufzend und gieng zurück an den Wagen. Vielleicht nirgends ist das Verbrechen so selten, als in der Schweiz;

am seltensten ist der Diebstahl, den man hier besonders verabscheut. Von Straßenraube und Mordthaten hört man niemals; nur Friede und Sicherheit herrschen in diesem glücklichen Lande.

Zürch.

Unter sehr angenehmen Empfindungen näherte ich mich Zürch. Die schöne Lage dieser Stadt, der heitre Himmel, die lachenden Gegenden umher, der spiegelhelle See mit seinen schönen Ufern hatten mein Herz zur Freude gestimmt. Hier war es, dacht' ich, wo der gefühlvolle Geßner die Blumen zum Schmucke seiner Schäfer und Schäferinnen brach. Hier füllte sich die Seele des unsterblichen Klopstock mit hohen Gedanken von der heiligen Liebe zum Vaterlande, die sich mit dem

Geräusch eines wogenden Meeres in seinem Herrmann ergossen. Hier sammelte Bodmer die Züge zu seinen Noachiden, und machte sich mit dem Geiste der Patriarchenzeit vertraut. Hier umarmten Wieland und Göthe, unter süßen Gesängen, die Musen, und dichteten für die Nachwelt. Hier erblickte Friedrich Stollberg in der Stunde der Begeisterung, durch den Nebel von Jahrtausenden, den Sänger der Götter und Helden, den grauen Homer, mit Lorbeern umkränzt, wie er die griechische Jugend durch seine Gesänge entzückte, und entschloß sich, sie in der Sprache der Teutonen ihm nachzusingen. Und hier schwärmte endlich unser Lenz im Kummer seiner Liebe, und weihete jedes Blümchen mit einem Seufzer seiner weimarischen Göttin.

Wir kamen hier des Morgens um zehn Uhr an, und stiegen im Raben ab, wo wir

ein großes helles Zimmer bewohnen, aus welchem wir eine herrliche Aussicht haben. Vor unsern Augen breitet sich der Zürchersee aus, und fast unter unsern Fenstern stürzt sich die Limmat aus ihm, deren rauschender und schneller Strom einen angenehmen Contrast mit seinem stillen Wasser macht. Ueber dem See gerade vor uns erheben sich steile Felsenwände, und zur Seite in weiter Ferne erblickt man die Schwyzer, Unterwaldner und andre Gebürge, mit ihren schneebedeckten Gipfeln — ein Schauspiel, das für mich ganz neu ist. Man hat uns das Essen gebracht. Nach Tische geh' ich — doch brauch' ich wohl zu sagen, zu wem? —

Um 9 Uhr des Abends.

Als ich geklingelt hatte, erschien ein hagrer langer Mann, von blasser Farbe, den ich leicht

für Lavater erkannte. Er führte mich in sein Kabinet, und da er hörte, daß ich der Moskowiter sey, der einige Briefe von ihm herausgelockt hatte, so umarmte er mich, und hieß mich willkommen in Zürch. Nachdem er einige Fragen über meine Reise an mich gethan hatte, so sagte er: „Seyn Sie so gut, um sechs Uhr wieder zu kommen, jetzt hab' ich noch zu thun; oder bleiben Sie hier in meinem Kabinette; lesen oder durchsehen Sie, was Ihnen gefällig ist, und thun Sie, als wenn Sie zu Hause wären. Darauf wies er mich an einige Folianten in seinem Bücherschranke, welche die Aufschrift hatten: Physiognomisches Kabinet, und verließ das Zimmer. Ich stand einige Zeit nachdenkend da, und setzte mich endlich hin, um die physiognomischen Zeichnungen zu besehen. Ich gestehe es Euch, meine Freunde, die Art, wie mich Lavater empfieng, hatte eben keinen an-

genehmen Eindruck auf mich gemacht. Ich hatte gehofft, daß er mich freundschaftlicher aufnehmen, und bey Nennung meines Namens in frohes Staunen gerathen würde. Worauf sich diese Hoffnung gründete? — Besteht nicht auf der Antwort, meine Freunde; ich könnte sie nicht ohne Erröthen geben. Lächelt heimlich über die Ausrechnung der windigen, unbesonnenen, Eigenliebe der Menschen, und vergesset die Schwachheit Eures Freundes. Lavater kam einigemal in's Zimmer, um ein Buch oder ein Papier zu holen, verließ es aber sogleich wieder, ohne sich mit mir in's Gespräch einzulassen. Endlich trat er mit heitrer Miene herein, nahm mich bey der Hand, und führte mich — in die Gesellschaft der Zürcher Gelehrten zu dem Professor Breitinger, wo er mich dem Wirthe und den Gästen als seinen Freund vorstellte. Ein kleiner Mann mit durchdringenden Augen, dem Lavater die Hand stär-

ker drückte, als den übrigen, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war Pfenninger, der Herausgeber des christlichen Magazins und ein Freund von Lavater. Er schien mir auf den ersten Blick viel Aehnlichkeit mit S. J. G. zu haben, und ob ich gleich, bey genauerer Betrachtung seines Gesichts, bemerkte, daß er andre Augen, eine andre Stirne und überhaupt alle Theile des Gesichts anders habe, als G., so erhielt sich doch immer der erste Eindruck, und es war mir unmöglich, die zwischen beyden gefundne Aehnlichkeit wegzuvernünfteln. Endlich fiel ich auf die Hypothese, daß, wenn sie auch in ihrer äußerlichen Gestalt nichts Aehnliches hätten, doch die innerere Struktur ihrer Muskeln gleich seyn müsse!! — Ihr wisset, meine Freunde, daß ich schon in Moskwa Liebhaber von physiognomischen Untersuchungen war, und oft da Aehnlichkeit fand, wo Andre nichts sahen; und jetzt vollends, da

ich die Luft der Stadt geathmet habe, welche man mit Recht die Wiege aller neuern Physiognomik, Metoposcopie, Chiromantie, Podoscopie ꝛc. nennen kann — jetzt nehmt Euch in Acht, mir vor die Augen zu treten! — Die ehrlichen Schweizer tranken Thee und rauchten Tabak, und Lavater erzählte ihnen von seiner Unterhaltung mit Necker. Unter andern sagte er folgendes: „Wenn man einen vollkommnen Minister sehen will, so muß man Necker sehen. Gesicht, Stimme, Gebehrde, nichts verräth sein Inneres. Eine enige Ruhe ist sein Element. Doch ist er nicht, wie Newton und Voltaire, groß gebohren; seine Größe ist erworben. Er hat alles aus sich gemacht, was möglich war.“ — Lavater sah ihn in dem Augenblicke, als er sich entschloß, dem Rufe des Königs und der Nationalversammlung zu folgen, und, anstatt nach seinem ruhigen Aufenthalte am Fuße des Juragebirs

ges zu gehen, nach dem stürmischen Paris zurück zu kehren.

Zu meinem großen Leidwesen konnt' ich nur sehr wenig von dem verstehen, was gesprochen wurde; denn die hiesige Mundart ist äußerst sonderbar.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde in dieser Gesellschaft zugebracht hatten, nahm Lavater seinen Hut, und wir giengen fort. Er begleitete mich bis an den Gasthof, und nahm Abschied bis auf Morgen.

Wahrscheinlich werdet Ihr nicht verlangen, meine Freunde, daß ich Euch den ersten Tag meiner Bekanntschaft mit Lavater schon etwas von seinem Geiste und Herzen schreibe. Ich kann Euch jetzt nichts weiter von ihm sagen, als daß er ein sehr ehrwürdiges Aeußere,

einen stolzen und festen Gang, ein länglichtes blasses Gesicht, durchdringende Augen und eine sehr ernsthafte Miene hat. Alle seine Bewegungen sind lebhaft und rasch, und jedes Wort trägt er mit Wärme vor. In seinem Tone ist etnas Docirendes und Diktatorisches, das ihm wahrscheinlich vom Predigen anklebt, das aber durch einen Blick der unverstelltesten Aufrichtigkeit und Herzenseinfalt gemildert wird. Wenn ich mit ihm sprach, war ich immer in Verlegenheit, denn seine ungedultigen Blicke schienen zu verstehen zu geben, ich möchte so geschwind als möglich sprechen, und dann war ich in unaufhörlicher Furcht, ich möchte ihn nicht verstehen, da ich an den Zürcher Dialekt nicht gewöhnt bin. —

Als ich wieder allein auf meinem Zimmer war, überfiel mich das Heimweh, und um mich ein wenig zu erheitern, setzte ich mich hin, um an Euch, geliebte, theure Freunde, zu schreiben. Um

zu wissen, wie sehr man am Vaterlande hängt, muß man es verlassen, und um die ganze Liebe gegen Freunde kennen zu lernen, muß man sich von ihnen trennen!

Welche angenehme und sanfte Melodie dringt in meine Ohren! Ich höre Gesang, er schwebt aus den Fenstern des benachbarten Hauses zu mir herüber. Die Stimme eines Jünglings singt folgendes Lied:

„Mein Vaterland! Ich liebe Dich mit hei-
„ßer Liebe, meines Blutes letzten Tropfen bin
„ich bereit für Dich zu versprützen; ich stürbe
„als dein treuster Sohn!

„Mein Vaterland! In Dir find' ich alles,
„woran der Mensch in Unschuld sich vergnügen
„kann. Die Natur ist in Dir lieblich, Deine
„Luft ist rein und heilsam, und Deine Fluren
„sind gesegnet!

„Mein Vaterland! Ich liebe Dich mit hei-
„ßer Liebe; meines Blutes letzten Tropfen bin
„ich bereit für Dich zu versprützen; ich stürbe
„als Dein treuster Sohn!

„Wir leben hier in brüderlichem Bunde;
„wir lieben einer den andern, wir fürchten
„nichts, und schätzen nur den Guten und Wei-
„sen. Wir kennen nicht die Verschwendung,
„die Freye in Sclaven und Tyrannen verwandelt.
„Was brauchen wir den Glanz der Kunst, da
„hier die Natur in ihrer ganzen Schönheit
„glänzet, da wir Segen und Entzücken aus
„ihrer Brust trinken?

„Mein Vaterland! Ich liebe Dich mit hei-
„ßer Liebe; meines Blutes letzten Tropfen bin
„ich bereit für Dich zu versprützen; ich stürbe als
„Dein treuster Sohn!“

Die Stimme schweigt. Die Stille der Nacht herrscht rund umher. Lebt wohl, meine Freunde!

Den 11. August.

Als ich heute Vormittags zu Lavater kam, fand ich bey ihm im Kabinet die Gemahlin des regierenden Grafen Stollberg, welche mit Lesen eines Manuscripts beschäftigt war, während der Wirth in seinem bunten Schlafrock mit Briefschreiben beschäftigt war. Nach einer halben Stunde füllte sich das Zimmer mit Gästen denn jeder Fremde, der durch Zürch reist, hält es für seine Schuldigkeit, Lavater zu besuchen. Diese Besuche könnten einem Andern beschwerlich fallen; aber Lavater sagte mir darüber, daß er sehr gern Fremde sähe, und daß er von ihnen manches Neue lerne. Er

führte uns zu seiner Gattin, wo wir uns ungefähr eine halbe Stunde über die französische Revolution unterhielten, und dann aus einander giengen. Nach Tische gieng ich wieder zu ihm, und fand ihn wieder beschäftigt; überdieß kamen alle Augenblicke Leute, die ihn um Rath fragten, oder um Almosen baten. Er antwortete jedem freundlich, und gab nach seinem Vermögen. Ich wurde mit dem Mahler Lips bekannt, der bey ihm im Hause wohnt, und unlängst aus Italien zurückgekommen ist. Auch kam Pfenninger, den Lips zu mahlen anfieng, und mit dem ich bis gegen Abend plauderte. Lavater gieng um vier Uhr aus, und kam nicht wieder nach Hause.

Zürch ist keine schöne Stadt, und außer dem Rathhause und einigen andern öffentlichen Ge-

häuden, habe ich keine vorzüglich gute und ansehnliche Häuser bemerkt. Viele Straßen oder Nebengassen sind nicht viel über einen Faden breit. In dem hiesigen Arsenale zeigt man die Armbrust, mit welcher Wilhelm Tell den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoß, und den Landvoigt Geßler tödtete — welches das Zeichen zum allgemeinen Aufstande war.

In der Stadtbibliothek verwahrt man, unter andern Handschriften, auch drey lateinische Briefe der sechzehnjährigen Anna Grey an den Reformator Bullinger, die sie mit eigner Hand geschrieben hat. Sie enthalten Gefühle einer schönen Seele, und manche aus dem Griechischen und Hebräischen übersetzte Stellen beweisen, daß sie diese Sprachen verstanden hat. Eine solche Gelehrsamkeit eines sechzehnjährigen Mädchens würde auch jetzt noch Bewunderung erregen; was

mußte sie nicht zu jener Zeit für Aufsehen machen? — Unglückliche Grey! Du warst die Zierde Deines Zeitalters, und mußtest Dein blühendes Leben auf eine so traurige Weise endigen! Der Thron war Dein Grab!

Den 12. August.

Heute früh schickte Lavater zu mir und ließ mich einladen mit ihm und einigen Freunden auf's Land zu dem Prediger T. zu gehen. Diese Reise ermüdete mich auf's äußerste. Der Weg war sehr steinigt, und gieng über einen hohen, steilen, Berg. Einige von meinen Reisegefährten zogen die Röcke aus, um es sich leichter zu machen. Auf der Spitze des Berges ruhten wir aus, und ergötzten uns an der herrlichen Aussicht, die uns für alle Beschwerlichkeiten des Weges schadlos hielt. „Ist es

ein Wunder, sagte Herr Heß zu mir, indem er auf den hellen See, die Gebirge und die fruchtbaren Thäler zeigte, ist es ein Wunder, daß der] Schweizer so sehr am Vaterlande hängt? Welche Schönheiten umgeben uns!“— In einem schmalen Thale, sieben Werste von Zürch, liegt zwischen Gebirgen das kleine Dorf, welches das Ziel unsrer Reise war. Der gutmüthige Prediger nahm uns mit allen Zeichen der herzlichsten Freundschaft auf. Er kam uns mit seiner Frau und seinen beyden Töchtern entgegen, die jedem Mahler zum Modell der Schönheit dienen könnten. Ihr Anblick erinnerte mich an eine Stelle Thomsons:

„Aehnlich der Myrthe, die in einem Thale der Appenninen, unter dem Dache der Felsen, fern vom Auge der Menschen, emporschießt, und ihre balsamischen Gerüche durch

„die Wildniß verbreitet, blüht in der Einsam„keit die süße Lavinia.“

Reizende Schwestern! Schon wollt' ich versuchen mit einem glücklichen Zuge meiner Feder eure Schönheit zu preisen, die ganz und allein das Werk der Natur ist; ich hatt' im Sinne, die Röthe und Weiße eurer Wangen mit dem reinen Schnee der hohen Gebirge zu vergleichen, den die aufgehende Sonne mit Rosen bestreut, ich wollte euer Lächeln das Lächeln des Frühlings, und eure Augen Sterne nennen — wenn nicht die Erinnerung an die Bescheidenheit eurer Blicke mir den Muth euch zu loben geraubt hätte! —

Nie hab' ich zwey Schwestern gesehen, die so viel Aehnlichkeit gehabt hätten, als diese zwey Schönheiten. Es scheint, die Grazien hätten sie zu einer Zeit und nach einem Mo-

belle gebildet. Gleicher Wuchs! gleiche Gesichtsbildung! Beyde haben schwarze Augen und blonde Haare, die um die Schultern fliegen. *)

„Ich bringe Ihnen einen Russen, sagte „Lavater, der Ihre Anverwandten, in Rußland, „kennt.“ — Die Wirthin that nun verschiedne Fragen an mich und die Töchter hörten aufmerksam unserm Gespräche zu, während sie den Thee besorgten. Ich gestehe, daß ich eine Tasse mehr, als gewöhnlich, trank, und daß ich vielleicht noch zehen getrunken hätte, wenn diese schönen Mädchen nicht aufgehört hätten, mich zu nöthigen. Während dem fielen meine

---

*) Eine von ihnen ist schon nicht mehr! — Auch die reine Luft der Schweizer-Gebürge konnte sie nicht vor einem frühzeitigen Tode schützen.

Augen auf einen großen Bücherschrank, der fast alle alte und neuere Dichter enthielt. Sie lieben wahrscheinlich die Dichtkunst? fragte ich den Wirth. „Wie sollte sie der nicht lieben,“ antwortete er, „der in einem so romantischen Laude gebohren ist?“ — Nach dem Thee giengen wir in den Garten. Von allen Seiten umgaben uns wilde Gebirgsansichten, die unsern Blicken ein kurzes Ziel setzten. Wenn mir irgend einmal die Welt zum Ekel wird, wenn mein Herz einmal den Freuden der Gesellschaft absirbt, wenn ich kein mitempfindendes Herz mehr finde; dann verberg' ich mich in diese Wildniß, die von der Natur selbst mit hohen Wänden umgeben ist, die dem Laster unersteiglich sind. Hier kann man alles — alles vergessen, auser — Gott und die Natur! Als wir wieder in's Zimmer traten, fanden wir das Essen auf dem Tische. Wir setzten uns an die gut besetzte Tafel, und plau-

derten, scherzten und lachten. Lavater, der neben mir saß, klopfte mich auf die Schulter, und sagte: „Hätte ich das wol vor zwey oder drey Tagen geglaubt, daß ich heute mit meinem moskowischen Freunde zu Mittage essen würde?“ — Nach Tische setzten wir uns zum Spiel — nur nicht zum Kartenspiel, meine Freunde! — Wir setzten uns rund um einen Tisch, und jeder nahm ein Blatt Papier, worauf er eine Frage schrieb, die ihm gerade einfiel. Dann wurden die Papiere gemischt und wieder ausgetheilt, und jeder mußte nun die erhaltene Frage beantworten, und eine neue aufschreiben. Auf diese Weise dauerte das Spiel fort, bis das Blatt voll war, und alsdann wurde alles laut vorgelesen. Einige Antworten waren ziemlich passend, und die von Lavater unterschieden sich von den der übrigen, wie der Mond von den Sternen. Die Antworten der reizenden Schwestern zeichneten sich durch Ein-

falt und Richtigkeit aus. Zum Beyspiel will ich Euch einige Fragen und Antworten herse-ßen. Frage: Wer ist der ächte Wohlthäter? Antwort: „Derjenige, der in der gegen-wärtigen Noth hilft.“ — Diese Antwort enthält bey aller ihrer Einfalt eine treffende Wahrheit. Gieb einem jeden das, was er gerade jetzt braucht; unterhalte den nicht mit schönen Worten, der vor Hunger stirbt, son-dern gieb ihm ein Stück Brod. Was hilft demjenigen der Rubel, der in Gefahr zu ertrin-ken ist? Ziehe ihn aus dem Wasser. — Die Frage: „Ist das Leben eines gewissen Menschen zur Vollendung einer gewissen Sache durchaus nöthig?“ wurde folgendermaßen beantwortet: Es ist nöthig, wenn er am Leben bleibt, es war unnöthig, wenn er stirbt; und auf die Frage: „Was ist das Beste an dem Orte, wo wir uns befinden?“ erfolgte die Antwort: „Die Menschen.“ — Darauf wurden verschiedene

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Karamzin, Nikolaj Michajlovič,

Briefe eines reisenden Russen

Bd.: 2

Leipzig 1802
It.sing. 1503-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10470043-0